

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 10 (1888)
Heft: 41

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung.

30hnter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.



Abonnement:

Bei franko-Zustellung per Post:
Jährlich Fr. 6. —
Halbjährlich " 3. —
Ausland franko per Jahr " 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen

und Beiträge in den Text sind an die Redaktion zu adressiren.

Redaktion.

Frau Elise Honegger.

Expedition:

M. Kälin'sche Buchdruckerei

St. Gallen

Insertionspreis:

20 Centimes per einfache Petitzeile. Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Inserate

beflebe man franko an die Expedition einzusenden.

Ausgabe:

Die „Schweizer Frauen-Zeitung“ erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen

sind ausschließlich an die M. Kälin'sche Buchdruckerei in St. Gallen zu entrichten.

Motto: Immer freude zum Gange, und kampf du fester dein Ganges werden, als dienendes Glück schick an ein Ganges dich an!

Sonntag, 7. Oktober.

Frühherbst.

Wie lieb ich dich, du Frühherbstsonnenlicht
Mit deinen milden, golddurchwirkten
Farben!
Ob auch des Sommers reiche Blüten
starben,
Leer steht die stille Heide doch noch nicht:

Um ihre sandigkahlen Hügel slicht
Die Gentiane blaue Blumengarben,
Und prächtig strahlt aus braunen Riedgrasnarben
Der Silberdistel Sonnenangezicht.

Ein Herz, das schon Unsägliches gelitten,
Ihm ist der Herbst allein die rechte Zeit;
Die Sichel ruh'n, die Halme sind geschnitten,
Der Himmel liegt so wolkenlos und weit —
Nach all' der Arbeit, all' dem Kampf hienieden
Verströmt von oben her ein Gottesfrieden.
E. P.

Obst und Brod macht Wangen roth.

Der reiche Obstsegen, der dieses Jahr allüber-
all die Bäume schmückt, scheint unseren Land-
wirthen fast Sorge zu machen. Wo bergen
wir den Ueberfluß und wie verwenden wir
die Gottesgabe am besten? so fragt sich jetzt mancher,
der sich nicht entschließen kann, seine Vorräthe zu
niedrigem Preise zu verkaufen. Der altherwürdige
Schnitzrog wird wieder zu Ehren gezogen; der Keller
wird mit bestem Most gefüllt und das Lagerobst be-
deckt jeden verfügbaren Raum, und doch will der Reich-
thum nicht alle werden.

Wie wird dieser Segen nun den Armen zu Gute
kommen. Wie werden die Mütter sich freuen, wenn
sie ohne Bedenken den lusternen Kindern Äpfel und
Birnen bieten können, nach ihrem jugendlichen Be-
gehren. — Gesegneter Herbst! Du erfreust auch
den Armen und so mancher Sorge enthebst du ihn
freundlich.

Und doch — kaum kann man's glauben — gibt
es zu dieser Stunde auch Kinder, deren natürliches
Verlangen nach Obst nicht gestillt wird. Kinder, die
inmitten des auf Weg und Steg ihnen winkenden

Ueberflusses die köstlichen Herbstesgaben schmerzlich
entbehren müssen; die ihre Begierde nicht mehr zügeln
können und den Apfel am Boden auflesen, ohne erst
zu fragen, von wessen Baume er gefallen.

Arme Kinder, die schon so früh entbehren müssen,
wo Andere im Ueberfluß schwelgen. Ja, arme Kinder,
die der Versuchung unterliegen müssen, bevor eine
milde Hand ihnen freundlich reicht, was sie nun auf
verbotene Weise sich angeeignet.

Gewiß ist das Eigenthum heilig und diesem Grund-
satz gemäß sollte auch die Kinderhand nicht nach frem-
dem Gute greifen, und wäre dies auch nur eine Birne,
die vom überfüllten Baume zur Erde gefallen.

Was halten wir aber von einem Eigenthümer,
der die Fülle seines Obstes nicht zu bergen weiß
und der zwei arme Kinder der richterlichen Strafe
überweist, weil die Kleinen auf seinem Territorium
zwei Birnen aufgelesen hatten. Verdiente solch'
herzlose Kreatur nicht an den Pranger gestellt zu
werden?

Ein reicher Bauer, dem das allzu weiche Herz
sonst auch keine Streiche spielt, äußerte zu der vor-
stehenden Thatfache: „Wenn ich diese Kinder kannte,
so müßten sie von mir Obst genug haben.“ Wie
dieser Mann, so denkt vielleicht noch mehr als einer.
Es sind aber sicher die oben angeführten Kinder nicht
die einzigen, die sehnsüchtig nach Obst geklaffen und die
diesem Gelüste nicht nachgeben dürfen, ohne mit den
bestehenden Gesetzen in Konflikt zu kommen. Wäre
es nun da nicht thöricht, wenn Wohlhabende von
ihrem Ueberfluß in den Schulhauskeller abgaben, zum
Besten derjenigen armen Kinder, denen die Noth den
rechtmäßigen Obstgenuß vorenthält? Es wäre damit
jede Entschuldigung von Unredlichkeiten seitens der
bedürftigen Jugend abgeschnitten und dem Besitzenden
würde ein solch freiwilliger Zehntel für die Aermsten
kaum beschwerlich fallen, ganz besonders nicht in Zeiten
der Fülle, wie der jetzige Herbst sie uns bietet. Es
wäre dies eine Wohlthat, die sich reichlich lohnte.

Gar billig ist ein Rath, Drum helfst mit wahrer That.

(Korrespondenz aus Zürich.)

In den letzten Tagen des Monats August hat
ein Herr Dr. Ziemann aus London in Zürich
zwei Vorträge über Sittlichkeit gehalten. Der
eine Vortrag war nur für Frauen, der an-
dere nur für Männer berechnet.

Dr. Ziemann kam von Bern her und hatte dort
durch seine Vorträge über dasselbe Thema ein ge-
wisches Interesse erweckt. Man durfte deshalb er-
warten, daß auch Zürich durch einen starken Besuch
sich auszeichnen werde, und das ist auch geschehen.

Dieser Sendbote soll von der evangelischen Ge-
sellschaft nach der Schweiz verschrieben worden sein,
und er hat denn auch seine Pflicht gethan: er zog
mit einem wahren Aposteleifer gegen die Verderb-
niß unserer Zeit zu Felde. Dabei hat er ohne Scheu
den Schleier ob vielen Mytherien weggezogen und
damit wohl mehr Reuegerde erregt, als sittliche Kraft
geweckt.

Aber Dr. Ziemann war in einem Irrthum be-
griffen, wenn er meinte, er könnte die Städte Bern
und Zürich auf die gleiche Linie stellen mit der „Ba-
bylone London“. Wir wissen aus der „Pall-Mall
Gazette“, welche Scheußlichkeiten in London be-
gangen werden, und daß es dort genug zu reform-
miren gibt. England hat uns die Temperenz gebracht.
Es schickte uns die Salustifen auf den Hals, die mit
Trommelschlag und Paukenschall uns aus unserer
Sündhaftigkeit aufwecken sollten. Und jetzt wurde
Dr. Ziemann, der Herold der Sittlichkeit, abgesandt,
um uns durch ein paar Predigten unsere Gewissen
zu schärfen.

Wir sind noch lange nicht so verderben, wie
man es in London sein soll, und dann wissen wir,
daß man mit bloßen Moralpredigten nicht zum Ziele
kommt, daß nur die ökonomische Besserstellung gründ-
liche Hilfe bringen kann. Ökonomisch besser stellen
kann man aber unsere Bevölkerung nur dadurch,
daß man derselben Arbeit verschafft und sie damit
in den Stand setzt, sich ihren Lebensunterhalt hin-
reichend zu verdienen.

Die joeben erichienene Statistik des Waarenver-
kehrs der Schweiz mit dem Ausland, welche das
Zolldepartement herausgegeben hat, weist uns auf
eine solche Verdienstquelle hin, indem sie zahlen-
mäßig nachweist, was wir jährlich für unsere Be-
kleidung ausgeben.

Im Jahr 1887 lieferte uns Kleider:

Deutschland	im Werthe von	Fr. 16,447,500
Frankreich	" " "	7,269,450
England	" " "	804,675
Oesterreich	" " "	571,950
Total		Fr. 25,093,575

Die Schweiz führte dagegen Kleider aus nach:

Deutschland im Werthe von	Fr. 1,411,625
Frankreich " " " "	2,125,858
England " " " "	564,999
Oesterreich " " " "	166,903
Total	Fr. 4,269,385

Wir zahlten also im abgelaufenen Jahr 1887 an diese vier Nachbarländer für unsere Bekleidung die Summe von Fr. 20,824,190.

Nun muß sich die Schweiz für diesen kolossalen Ausfall bei andern Ländern etwas erholen, und es führt dieselbe Kleider aus nach:

Italien im Betrag von	Fr. 680,068
Belgien " " " "	140,728
Dänemark " " " "	26,575
Spanien " " " "	71,625
Donauländer " " " "	19,950
Türkei " " " "	65,939
Britisch-Indien " " " "	68,153
Japan, China " " " "	89,368
Brit.-Nordamerika " " " "	7,800
Vereinigte Staaten " " " "	93,882
Mexiko " " " "	13,681
Brazillen " " " "	41,001
Argentinien " " " "	65,685
Südamerika " " " "	12,988
Australien " " " "	36,493
Total	Fr. 1,433,936

Dieser Ausfuhr steht aber noch eine Einfuhr aus denselben Ländern entgegen, im Betrag von Fr. 777,875, so daß wir in der Ausfuhr nach diesen Ländern nur einen Ueberschuß von Fr. 656,061 besitzen. Somit wurden im Jahre 1887 Kleider in die Schweiz eingeführt im Betrag von Fr. 20,168,129.

Wir Schweizer werden demnach von Deutschland, Frankreich, Oesterreich, England förmlich bekleidet und zahlen für diesen Liebesdienst die schöne Summe von zwanzig Millionen Franken. Dafür entschädigt uns das Hochgefühl, daß wir mit dem Geschmac gehen.

Wir dürfen uns aber an Nächstenliebe weder von Deutschland, Frankreich, Oesterreich, noch England übertreffen lassen, wir thun unsere Herzen viel weiter auf, wir pflegen die kosmopolitische Liebe und bekleiden dafür die Türken, die Japanesen, Chinesen, die Indier und Australier. Das trägt uns freilich nicht einmal eine Million ein. Aber was liegt daran. Wir müssen den Heiden nicht nur das Evangelium predigen, wir müssen denselben auch werktätige Hilfe leisten.

Das schweizerische Zolldepartement findet jedoch, diese 20 Millionen, welche wir für unsere schönen und geschmackvollen Kleider ausgeben, werden als eine schwere Last auf unserer Volkswirtschaft empfunden und es sei dringend nötig, daß sich endlich das schweizerische Kapital mit der Arbeit verbünde, um diese kolossale Summe einigermaßen zu reduzieren. Wir wollen hoffen, daß das keine Stimme in der Wüste sei.

Mit diesen 20 Millionen könnte manche Mädchenhand beschäftigt, könnte viel Noth und Elend verhütet werden. Das würde nachhaltiger und segensreicher wirken, als wenn man von London aus uns Leute hieher schickt, die uns bloß Moral predigen. Das Evangelium fordert uns nicht nur auf zu beten, sondern auch zu arbeiten. Reinhold.

Was wir lesen.

Von Eugenie Tafel.

Kaum eine Kunst und Fertigkeit im Leben übt solchen Einfluß aus wie das Lesen. Schon was und wie das Kind liest, nachdem es mühsam die Lettern gelernt hat, ist von Bedeutung. Von Anfang an sollte ein Kind daran gewöhnt werden, langsam und aufmerksam zu lesen, um im Stande zu sein, über das Gelesene Rechenschaft zu geben, und zwar nicht nur gedächtnismäßig, sondern mit Bewußtsein, als Resultat innerer Aneignung und Verarbeitung. Also verständliche Sachen und — gute.

Die Frage, ob man Kindern Märchen zu lesen geben soll, wird sehr verschieden beantwortet, und es

möchte dabei wohl sehr auf die Eigenthümlichkeit eines Kindes ankommen, ob sie schädlich, unschädlich oder nützlich sind. Für sehr phantasiereiche Kinder dürfen Märchen wohl nur als Leckerbissen, also seltener gereicht werden.

Am schwierigsten ist die Wahl der Lektüre für die heranwachsende Jugend. Da heißt es aufpassen, daß die Knaben nicht allzu sehr sich in aufregenden Indianer- und Jagdgeschichten verlieren, die Mädchen nicht sentimentale Romane in die Hand bekommen. Da gilt es bei Knaben wie Mädchen den Sinn zu wecken für alles Große, Edle und Schöne, den Patriotismus zu pflegen, die Begeisterung für die Helden in Staat, Kirche und auf dem Schlachtfeld wie im friedlichen Reiche der Wissenschaft, das Verständniß für Kunst und Poesie zu pflegen — das alles ist mit die Aufgabe auch der Unterhaltungslektüre.

Und behütet werden muß auch die reifere Jugend vor der schlechten Literatur unserer Zeit, namentlich vor dem heimlichen Gift, das in verlockender Schale verführerisch dargereicht wird. Verbot allein genügt nicht, es muß für das Schlechte Gutes geboten und der Sinn, der Geschmac dafür ausgebildet werden. Lektüre dürfte auch niemals alle Freistunden ausfüllen, was leicht zur Lethargie führt, die gleich schädlich ist für den Körper wie für den Geist.

Unsere Lektüre, namentlich die tägliche, die Tagespresse, ist vielfach maßgebend für unsere ganze Anschauung; es ist darum wohl zu beherzigen, ob sie einen sittlich reinen Standpunkt einnimmt und innere Wahrheit vertritt. Ganz ebenso wie ungesunde leibliche Nahrung den Körper, so macht ungesunde geistige Nahrung uns die Seele krank, und das kann so unmerklich vor sich gehen, daß uns der Schaden, wenn überhaupt, erst zum Bewußtsein kommt, wenn es zu spät ist.

Die Presse ist die größte Macht unserer Zeit, noch größer als das Geld. Sie wirkt auf jeden Einzelnen von uns, wir können uns dem nicht entziehen, nur darüber wachen, daß es kein schlechter Einfluß sei.

Die Tagesblätter liest jetzt alle Welt, Jung und Alt, Gebildete und Ungebildete, und vielmehr, als es der Fall ist, müßten die, welche dafür verantwortwortlich sind, solche Blätter darauf ansehen, welchen Geist sie in ein Haus einführen. „Verantwortlicher Redakteur“ steht unter der Zeitung — wie viele Redakteure mögen sich wohl der Verantwortung bewußt sein, welche geistige Nahrung sie dem Volke reichen? Aber wenn es nicht mehr sind, so trägt das Publikum mit die Schuld, das sich Steine bieten läßt, statt des Brodes.

Die Zeitung gibt uns den Theil der Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte, welche wir miterleben, und es ist durchaus nicht gleichgültig, in welcher Auffassung wir diese Geschichte vorgetragen erhalten, ganz besonders im Hinblick auf die heranwachsende Jugend. Das Publikum muß dazu helfen, daß ein gutes Blatt bedeutend werden kann, und Pflicht jedes Einzelnen ist es, die gute Presse nach Kräften zu unterstützen, in Hinsicht auf Zeitungen, Unterhaltungsblätter und auf Bücher.

Die zerbrochene Vase.

(Nach Emil Brudhomme von Ernst Siegler.)

Ein Schlag hat jene Schale einst berührt,
In der die selb'ne Blume dort verblüht;
Kaum hat man einen Klang dabei verspürt
Und kaum das Lug' den feinen Riß noch sieht.

Und doch, der Sprung in dem krystill'nen Glase
Von Tag zu Tage langsam weiter reißt,
So unauffallt'nd wachsend um die Vase,
Bis er sie wie ein silbern' Haar umkreißt.

Die Blume welkt und stirbt, denn tropfenweise
Das Wasser sichernd aus der Schale fließt.
Noch weiß es Niemand; aber naht Euch leise
Und rührt nicht d'r'an, weil sie zerbrochen ist.

So trifft das Herz auch wohl mit herbem Schlage
Die Hand, die wir geliebt in treuem Sinn,
Und es zerreißt, stets mehr, von Tag zu Tage,
Und seiner Liebe Blume stirbt dahin.

Wohl ahnt die Welt nichts; doch im tiefsten Grunde
Da blutet's heimlich in dem Herzen dann —
O, tastet nicht an die verborg'ne Wunde...
Es ist gebrochen, rührt nicht daran.

Sul. Müller's Selbstkocher.

Als ich in Nr. 37 der „Schweizer Frauen-Beitung“ einen Artikel über den „Gartkocher“ las, reifte ich schon längst gehegter Wunsch nach Entschluß, nämlich etwas über Sul. Müller's transportablen Selbstkocher zu schreiben.

Schon vom ersten Tage an, als ich in den Besitz dieses Küchenkleinods kam, fand ich diese Erfindung für unendlich schätzbar. Im ersten Vierteljahr hat sich der Apparat in Folge von 50 % Holzsparrniß und 50 % Zeiterparniß vollständig bezahlt; zudem kann ich aus Erfahrung bestätigen, daß die Speisen auch noch um ein merkliches wohlschmeckender werden.

Der Apparat ist sehr einfach konstruirt. Die schönen Emailgefäße befinden sich in dem Isolateur übereinander gestellt und kann man kochen sowohl für nur eine Person, als für die größte Familie haben. Wenn das Morgenessen gekocht ist, benütze ich das gleiche Feuer und stelle das Mittagessen auf den Herd; nach Verlaufe von 30 Minuten ist Siedefleisch, Braten, Gemüse zc. angeköcht und wird nun dampfend in den Isolateur gestellt, zugedeckt und von diesem Moment an habe ich mich den ganzen Vormittag nicht mehr darum zu kümmern. Mittags, ob etwas früher oder später, kann man das Essen aus dem Apparat herausnehmen, und zwar wohlschmeckender als ich es je zuvor ohne Selbstkocher herstellen konnte. Die ganze Sache ist dabei so reinlich, daß man mit viel mehr Appetit speist.

Ich schließe mit den Worten, die ich über den Selbstkocher unlangst las: „Jede Hausfrau, der es daran gelegen ist, für ihren Mann kleinere Haushaltungsausgaben zu erzielen, ihre Zeit zum Wohle der Familie möglichst gut anzuwenden und welche die Speisen viel schmackhafter und der Gesundheit zuträglicher zubereiten will, fähne nicht, Sul. Müller's Selbstkocher sich anzuschaffen.“
Fran R.-K. in A.



Weinfässer, die leicht schimmlich geworden sind, dürfen nicht gleich zum Anfang mit heißem Wasser behandelt werden, sondern man wäscht sie mit kaltem Wasser und Birne inwendig und auswendig zuerst völlig rein und brüht sie erst nachher mit kochendem Wasser aus. Nachher wird noch eingeschwefelt. Rauchende Schwefelsäure reinigt ein schimmelindeß Faß ebenfalls gründlich, doch muß nachher erst mit heißem und schließlich mit kaltem Wasser gründlich nachgespült werden.

Der Frankfurter Apfelwein verdamt seinen großen Ruf dem milden, angenehmen prickelnden Geschmac. Man liest dort säuerlich-süße Obfstorten aus. Gleich nach der stürmischen Gährung wird der Most in saubere, kleine, gut gebundene Fässer abgezogen. Durch Beigabe von Zucker, wogu sich hauptsächlich der Invertzucker oder Fruchtzucker von Dr. D. Follenius ausgezeichnet eignet, wird eine schwache Nachgährung veranlaßt. Diefelbe erzeugt diejenige Kohlensäure, die dem Apfelwein von Frankfurt den berühmten angenehmen Geschmac verleiht. Das Abziehen in kleine Fäßchen hat den Vortheil, daß auch bei geringem Verbrauch der Most stetsfort seine ursprüngliche Frische beibehält.

Der gesottene Most wird am besten von süß-säuerlichen Birnen (Langstieler, Längler, Wasserbirnen, Herbstgüttern zc.) erstellt. Will man Aepfel verwenden, so nehme man nur süße Aepfel. Gleich vom Trottbette weg kommt der Saft in den Siedkessel, wo er bei gelindem Feuer auf drei Vierteltheile seines Raumes eingekocht wird. Er muß fortwährend sorgfältig abgeschäumt werden und darf ja nicht „anbrennen“. Den eingefochten Saft läßt man erkalten und sich gehörig setzen. Die am Boden befindlichen festen oder schlammigen Bestandtheile dürfen absolut nicht mit dem Saft in's Fäßchen oder in die Flaschen abgezogen werden. Man braucht sie deshalb nicht auf die Seite zu werfen, sie ergeben eine feine Latverge. Solch gesottener Most bleibt viele Jahre lang ein ausgezeichnetes Getränk. Statt ihn einzukochen, kann man den Most auch nur auf 60° R. erwärmen, was das Ausbleiben der stürmischen Gährung bewirkt. Ein solcher Most wird gleich angenehm wie der vorige, wenn auch weniger stark.

Eau de Javelle. Dasselbe entfernt nicht bloß wein-, Döht-, auch Chokoladenflecke, muß aber stets an dunklem Ort aufbewahrt werden, soll es seine Wirksamkeit nicht verlieren.
L. M.

Kleine Mittheilungen

Ein Besuch des Vorstandes des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins im Unterricht einer zu errichtenden Haushaltungs- und Dienstabenschule ist vom Bundsrath abschlägig beschieden worden...

Die Aufsichtskommission der zürcherischen Pflege- und Zwangsarbeitsanstalt Kappel hat die Einrichtung eines Bades und allsonntägliche Verabreichung von Fleisch beschlossen.

Eine Zürcherin schickt der „Freitagzeitung“ aus Italien folgende Einwendung: „Wenn Sie einer „unlogischen“ Frau einen Moment das Wort gestatten wollen, so soll es uns im Interesse der nach „stehendem Brod“ lachenden Schweizermädchen herzlich freuen...

In London soll ein Asyl für die vornehmen Gesellschaft angehörige Trinker geschaffen werden. Es soll nämlich unter den Damen der höheren Kreise die heimliche Trunksucht verbreitet sein.

Im Ausstellungspark auf dem Marsfelde in Paris vollendet man inen in großartiger Ausdehnung den Bau eines „Kinderpalastes“, der Alles enthalten wird, was Kinder zu interessieren vermag und auf Kindheit sich bezieht...

In Königreich Sachsen haben sich letztes Jahr 1104 Personen, 28 mehr als im vorangegangenen Jahre, selbst das Leben genommen. Die Zahl der jugendlichen Selbstmörder ist von 98 auf 130 gestiegen!

In London soll ein Asyl für die vornehmen Gesellschaft angehörige Trinker geschaffen werden. Es soll nämlich unter den Damen der höheren Kreise die heimliche Trunksucht verbreitet sein.

Sprechsaal

Fragen.

- Frage 977: Wie entfernt man Kaffeeflecken aus einem hellgrünen halbedernen Kleide?
Frage 978: Es sollen die Außengelber eines „Kränzchens“ im Interesse junger Frauen verwendet werden...
Frage 979: Gibt es ein Mittel gegen das lästige Klingeln und Rauschen in den Ohren?

Antworten.

- Auf Frage 969: Ihrem Zwecke möchten folgende durchaus empfehlenswerthe literarische Erscheinungen dienen: 1) La Récréation, Feuilleton littéraire...
Auf Frage 973: Die Firma Schlatter Schmid & Cie. in Bern liefert eine gute und billige Lederwache...
Auf Frage 974: Meinens Vaseline hat sich zum Schmieren von Näsen- und Stridmaschinen trefflich bewährt...
Auf Frage 975: Ein Theeausguss wird mit Salmiakgeist vermücht...
Auf Frage 976: Theile mit, daß ich durch eine Kopfkrankheit den größten Theil meiner Haare verloren...

Graphologischer Briefkasten

- Nr. 289. — W. L. in H. (Birich) Nr. 2. Bildung, ästhetischer Sinn, harmonische Begabung, Bescheidenheit, wahr, allein wenig offen; beglauer Geist, Logik, sehr wenig Egoismus; Liebe zur Klarheit, savoir faire, Mäßigkeit, knappe Bekanntschaft, wenig Hang zur Gesellschaft, sehr empfindlich für alle Einbrüche, liebevolle, ruhige Natur.
Nr. 290. — H. M. Große Seiterkeit, auch Witz und Originalität, sehr launisch, wehrlos, energisch, eitel, sehr offen und wahr, selbst naiv; unferiger Charakter, wenig entwickelte Intelligenz, sanft, Assimilation, geistlich in Gedanken, vvalberlich, egoistisch, stolz, heilig.
Nr. 291. — Constan. Lebhaftigkeit, Schönheitsinstinkt, Sinn für Poesie, Freude am Reden, Ungleichheit im Wollen, Selbstbeobachtung, Zurückhaltung, selbst Mißtrauen, allein Wahrheitsliebe; knappe Bekanntschaft, reiche Auffassung, Logik, mehr Eigeninn als Energie.
Nr. 292. — P. P. H. Bantante, wenig richtiges Urtheil, Optimismus, leicht im Urtheilen, bald heiter, bald traurig, oft trübsinnig; unferiger Charakter, empfindlich, persönlich, lebhaft, nicht immer wahr und wohl auch falsch.
Nr. 293. — S. in E. Anders als Andere. Eigeninnig, empfindlich, eifersüchtig, intrigant, auch die Lüge nicht scheuend, gute Gaben, rasche Auffassung, gute Konzeption, traurig, entnützlich. Wahrheitsliebe ist sie eine Erbsünde, die in unangenehm, falscher, tief drückender Stellung den Brief geschrieben, ungenügend, aber einen Vortheil erhoffend.
Nr. 294. — A. I. (ohne Unterdrückung). Logik, sarter Geist, nichts Materielles, Sinnliches, etwas ängstlich, nicht wahr, feinfühlig, gefühlvoll; Assimilation, Tendenz zu Egoismus, etwas feilisch.
Nr. 295. — Nr. 2. Widerspruch, gerechts, mittelmäßig, allein nicht immer wahr; reiche Auffassung, Weichheit im Lernen, egoistisch, optimistisch, gleichmäßige Stimmung, gelegentlich hart, energisch, gute Bildung.
Nr. 296. — Heiri. Sie scheinen eine sonderbare Idee von der Graphologie zu haben, die Sie ein überhöhtes Spiel nennen und durch das Sie erheben wollen, wie es Ihnen ergehen werde, wenn einmal die große Reife bevorsteht! Ich nehme an, das soll die Selbstbeobachtung sein, denn die Reife ist's Jenetis kann man doch nicht so frei behandeln. Nun da wird's Ihnen wohl nicht gut gehen, wenn Sie so eingebildet, widerprechend, rechtshaberlich und hausiranisch bleiben. Auch Ihre Beobachtung wird Ihnen Glück nicht fördern, denn ich sehe, wenig Ihr großer Egoismus. Sie haben einen gewissen Vortheil nach Kampf, sind eigeninnig und launisch, allein gewandt, haben viel savoir faire, sind freigeig und nicht sehr sparsam, besitzen Verstand für Schönheit und Poesie, können offen sein, obgleich es nicht gerade Ihre Gemüthsart ist; Sie haben mehr Gefühl als Herz.
Nr. 297. — S. E. H. b. C. Chiffre A. M. Mehr als eine Schriftprobe kann nicht berücksichtigt werden. Starer Verstand, ausdauernd gleichmäßige Stimmung, Gemüths, knappe Bekanntschaft, wenig Hang zu Gesellschaft, Nervös, nichts Materielles oder Gemüthliches. Mehr kann man bei so wenig Material nicht sagen.
Nr. 298. — Dorris. Wenig Willenskraft, bescheiden, einfach, natürlich, brav, treu, viel Gefühl, leicht verletz, enger Vorzug, wahr, mittelmäßig, etwas eigeninnig, richtig.
Nr. 299. — G. H. Nr. 47. Gemüthliche Intelligenz, wenig Egoismus, Trübsinn, wenig Ausdauer, keine Energie, Freude am Genüß, naiv.
Nr. 300. — J. O. in A. Mehr unternehmen als vollenden, fleißig, lebhaft, etwas original, assimilationsfähig; Herz ohne Leidenschaftlichkeit, weiche Gemüthsart, etwas materiel, mittelmäßige Anlagen, etwas Bescheidenheit, Offenheit, Wahrheitsliebe, Egoismus.
Nr. 301. — A. P. in B. Energie, Widerspruch, Entschlossenheit, Hartnäckigkeit, Kampf, sinnliche Fähigkeiten, Selbstbeobachtung, Selbstgefälligkeit, Leidenschaftlichkeit, Verstand für Poesie und Schönheit, Logik, heiter, hart, gut, Egoismus, wenig Wohlwollen, manchmal sehr harte Gemüthsart, überaus etwas materiel.
Nr. 302. — S. B. in E. Sanftmüthig, untergeordnete Intelligenz, Gemüthsart, false Natur, Flug im Bescheidenheit, empfindlich; oft fällt es Ihnen schwer, sich anzufassen, doch einmal an der Arbeit, geduldet die gut; wenig in der Welt herumgekommen.
Nr. 303. — A. H. in H. Egoismus, Seiterkeit, Optimismus, Energie, Egoist, mehr unternehmen als vollenden, ziemlich scharf, wenig Bildung, aber Wahrheitsliebe, Offenheit und Einfachheit. Mehr als eine Probe kann hier nicht berücksichtigt werden. Es ist der Nachtheil der Einbrüche, wenn sie wie hier und oft zu wenig Material geben.
Nr. 304. — J. W. in H. Tendenz zu Egoismus, Launen, scharfe Kritik, etwas Mattigkeit, wenig Bildung, Mißtrauen, eifersüchtig, selbstständig arbeitender Geist, enger Vorzug, Mäßigkeit.
Nr. 305. — G. P. in A. Seiterkeit, Wis, Pantomie, Wohlwollen, Stolz, entwickelte Intelligenz; wenig parven, Liebe zum Comfort, erwerblich, Tendenz zu Egoismus, Nervös, reiche Konzeption, Optimismus; wenig Energie, etwas Freude am Genüß.
Nr. 306. — H. in E. Stolz, Selbstgefühl, Egoismus, Seiterkeit, gute Bildung, Gefühl, sehr gute, sehr Konzeption, assimilationsfähig, Selbstbeobachtung, intuitiv, erwerblich, gut, Nervös, reiche zum Comfort; nicht sehr müthig und energisch, feinfühlig, klarer Verstand, Scharfsicht, Anerkennung Anderer, Wehrlosigkeit.
Nr. 307. — A. B. Adonentin in Z. Viel zu wenig Material, Gleichmäßige Stimmung, ordentlich; wenig von der Welt gesehen, unferiger Charakter, etwas empfindlich und wahrheitsliebe nicht sehr offen.
Nr. 308. — A. B. in H. Sehr ausgeprägter Sinn für Familienleben, heiter, lebensmüthig, reservirt, gut, Gemüth, energisch, egoistisch für sich und die Seine; lebhaft, besorgt, feinfühlig, logisch, optimistisch, einfach, natürlich.
Nr. 309. — Bosmann. Freude am Anordnen, gewandt, beglamm, schmieglam wo man will, einfach, selbstlos, bescheiden, klug, momentane Bestimmung, Güte, Gefühl.
Nr. 310. — C. D. in H. Leicht entnützlich und Mangel an Selbstvertrauen, offen, wahr, wie da ich schwach, aber im Ganzen ziemlich ausgeprägter Wille, auch ein wenig hausiranisch, aufopferungsfähig, gewandt in Geschäften, selbstbeobachtend, erst heuer und langsam, dann die Sache fallen lassend; etwas empfindlich.
Nr. 311. — H. S. in H. Kniffig, Freude am Reden, keine Energie, originale Ideen, Trübsinn, nicht zu viel Wohlwollen, Spottwitz und etwas Klatscherei; gute Gaben, wenig Bildung, zu wenig Material.
Nr. 312. — I. in H. Viel, Svarian, geordnet, Logik, wenig Energie, Tendenz zu Egoismus, Optimismus, Offenheit, Wahrheit, Gemüth, ruhige Natur, Selbstbeobachtung, keine Launen, nichts Materielles, wenig Sinnlichkeit und Gemüth; Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit.
Nr. 313. — Stiefmutter. Assimilation, etwas schwach, viel Herz, gut, aber wenig Energie, nichts Gemüthliches, gut, Gemüth, gut, Nervös, reiche, Gemüthsart, Freude am kommandieren, lebenswürdig, heiter.
Nr. 314. — H. B. in Z. Wenig Erfahrung, unferiger Charakter, lebhaft, aber ungleich im Wollen, ziemlich unternehmend, egoistisch und nicht gerade diffingirt in Gemüth und Gemüthsart, ein wenig trübsinnig, assimilationsfähig, offen und naiv, Gefühl.
Nr. 315. — Anna in H. Egoistisch, selbstbeobachtend, gewöhnlich; Sie legen Gewicht auf gutes Essen, sind gerne Luft, gutmüthig, aber wenig gebildet, einfachen Weites, offen, auch naiv.
Nr. 316. — Frau H. C. in E. Total ungenügendes Material, Gemüthlicher Verstand, keine Bildung, Heftigkeit, Jorri, im übrigen aber gute Gaben.

Londoner Geschichten.

Von Viktoria Moldenhauer.
(Fortsetzung.)

In den Nebenstraßen von Soho stehen viele große, alte und düstere Häuser, welche einst bessere Tage gekannt hatten. Sie sind jetzt schmutzig und halb verfallen und bilden den Vorübergehenden finster an, als wollten sie sagen: „Warum können wir nicht gänzlich umstürzen und untergehen? Warum sind wir im Alter der Schande preisgegeben, wir, die von Reichen und Vornehmen einst gesucht waren.“

Breite Treppen und große hohe Zimmer findet man in vielen dieser Häuser, Säle, in welchen in der Romanzeit gräßliche Menetts getanzt wurden, in welchen galante Cavaliers und verliebte Schönen plauderten und lachten und deren Wände manches süße Geständnis von schönen Lippen erlauteten, während in andern gespielt und getrunken wurde, goldene Tabakdosen präsentiert und Standalgeschichten flüsternd von Mund zu Mund gingen, wie es Brauch war in jenen schlimmen alten Zeiten, welche man so häufig die „gute alte Zeit“ nennen hört.

An der Thür eines der verfallenen und schmutzigsten dieser Häuser stand eine Dame in tiefer Trauer und wartete darauf, eingelassen zu werden.

Sie hatte mehrfach geklopft, ohne daß Jemand darauf geachtet hatte. Endlich kommt ein Herr in einem fahrscheinigen Sammtrock und schlottrigem Hut quer über die Straße herüber, indem er vorsichtig die saubersten Steine auskucht, da er nur in Pantoffeln geht. So wie er und seine Pantoffeln glücklich auf dem Trottoir angekommen sind, wischt er sich den Mund mit der flachen Hand, indem er dabei dem Wort „Abfäth“, welches am Fenster der gegenüberliegenden Kneipe, die er soeben verlassen hat, prompt einen verliebten Blick zuwirft, geht dann höflich um die wartende Dame herum, öffnet die Thür, macht eine Verbeugung und wartet, daß sie eintreten möge.

„Madame wünscht hier hineinzugehen?“

„Danke“, gab die Dame zur Antwort. „Können Sie mir nicht sagen, ob Madame Overt hier wohnt?“

„Im obersten Stock, Madame.“

Mit einem leichten Nicken geht die Dame in's Haus. Der Herr in den Pantoffeln sieht ihr nach und murmelt zwischen den Zähnen: „Schöne Frau! Was kann die nur bei der kleinen Overt wollen?“

Es ist ein sonderbares Haus, dieses düstere Gebäude in Soho, sozusagen eine Filiale des Thurmes zu Babel. Vom Abend bis zum Morgen trippeln müde Füße die breite schmutzige Treppe auf und ab; Füße, die manches fremde Land durchwandert, bis sie zu der großen Metropole gelangen. Der Herr in den Pantoffeln ist ein bekannter Kommunist, seinem Vaterlande und dem Abfäth treu ergeben. Seine Erholungsstunden benutzt er dazu, politische Pamphlets zu schreiben, die niemals veröffentlicht werden, und in seinen Arbeitsstunden zeichnet er Muster für Kunstschreiner.

Im zweiten Stock wohnt ein deutscher Aufwärter mit seiner Frau, über diesen eine italienische Familie, welche im Geheimen mit der Konstruktion der Barometer betraut sind. Auch ein Pole hat darin seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und zwar ein Prinz, der von seinem langen weißen Bart und seinem Titel lebt, sowie eine alte französische Dame, die Kagen hält und ein Tagebuch führt und eines schönen Tages ein Geheimnis zu veröffentlichen gedenkt, irgend eine Geschichte von Napoleon dem Dritten, welche die Seine in Flammen setzen wird.

Und ganz oben, wo die Treppen am engsten und die Fenster vom Staub so erblindet sind, daß sie das Tageslicht nur matt durchscheinen lassen, wohnt Madame Overt, die junge englische Wittve eines französischen Herrn, der in der Fremde gestorben war. Madame Overt ist nicht allein, sie hat ihr kleines dreijähriges Söhnchen bei sich, mit blauen Augen und blondem Lockenköpfchen und einem lieben, echt englischen Gesichtchen.

Claude Overt war eben nicht bei seiner Mutter; die brave Italienerin hatte ihn zu ihren eigenen Kindern heruntergeholt. Dort sah der kleine Knabe mit Entzücken zu, wie Carlos Manzoni, so hieß der Sohn der alten Frau, das Quecksilber in die kleinen Baro-

meterröhrchen schüttete. Claude wußte, daß seine arme Mama krank war und er auf den Gängen und Treppen nicht schreien und mit seinen kleinen Füßen aufstampfen durfte und so sah er nun da und sah dem großen braunen Carlos bei seiner Arbeit still und ruhig zu.

Die Dame in Schwarz erreichte müde und athemlos das oberste Stockwerk und klopfte an der halbgeöffneten Thür.

Eine schwache Stimme rief: „Herein.“

Die Dame trat ein und sah sich im Zimmer um. Es war eine kleine niedrige Stube, die sonst so sauber und ordentlich war, wie schwache Hände sie nur immer halten konnten. Im Augenblicke freilich sah es ein bißchen unordentlich darin aus. Madame Overt lag matt und schwach auf dem schmalen Bett, ihr Gesicht ebenso weiß wie das Kissen, auf dem es ruhte.

Die fremde Dame ging mit leisem Schritt auf die Kranke zu und setzte sich neben sie.

„Sind Sie schon lange krank, armes Kind?“ frug sie.

Die matten Augen blickten schon in das Gesicht der Fragerin. Aber die Stimme klang so sanft, in ihren Zügen lag so viel Wohlwollen, es war wie ein Strahl von Freude, der das Herz der armen Dulderin erzittern machte.

„Ach ja, Madame“, gab sie endlich schüchtern zur Antwort, „ich bin schon seit langen Monaten krank und so schwach, daß ich mich nicht mehr bewegen kann.“

„Sie müssen mich nicht Madame nennen, armes Kind, ich bin die Schwester Eleonor und werde Sie pflegen bis Sie wieder gesund sind.“

„O wie gut von Ihnen! Woher wußten Sie aber, daß ich krank bin? Wer sandte Sie zu mir?“

„Die Leute hier im Hause kennen unsern Verein. Sie kamen zu uns, um uns Ihre hilfbedürftige Lage mitzutheilen. Die Armen, Kranken und Verlassenen sind unsere Klienten.“

„Und Sie wollen bei mir bleiben und mir Gesellschaft leisten?“ frug freudig bewegt die arme Frau.

„O wie soll ich Ihnen danken?“

„Dadurch, daß Sie stille liegen, wenig sprechen und gesund werden“, erwiderte die Dame. „Das ist unsere einzige Belohnung.“

„Ach, Madame — vergehen Sie — ach, Schwester, Gott ist sehr gütig, daß er Damen, wie Sie, es in's Herz gibt, sich für uns arme Geschöpfe aufzuopfern.“

Schwester Eleonor beruhigte die Kranke. Dann machte sie sich daran, das kleine Zimmer aufzuräumen. Mit unachtsamem Blick und geschickter Hand hatte sie rasch alles an seinen Platz gelegt und nahm dann wieder ihren Stuhl neben dem Krankenbette ein. Bald darauf erschien der Arzt des Vereins. Er untersuchte die Kranke, verschrieb eine Arznei und gab der Schwester die nötigen Verhaltungsmassregeln. „Pflügen Sie die Kranke gut“, lautete sein Ausspruch, „halten Sie sie ruhig, in vier Wochen werden wir sie hergestellt haben. Noth und Kummer müssen sie auf das Krankenbett geworfen haben.“

Gegen Abend brachte ein Diener ein Feldbett und alles Nöthige für die Pflegerin, welche nun bei Madame Overt, die selbst nichts zu thun hatte als still zu liegen und gesund zu werden, blieb.

Es mochte etwa 7 Uhr sein, als es an der Thüre klopfte. Frau Manzoni trat mit dem kleinen Claude ein, der seiner Mama gute Nacht sagen wollte. Das Kind trippelte auf den Zehen herein, von der guten Italienerin geführt, lief zu seiner Mama hin, umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie leidenschaftlich.

Hierauf hielt Schwester Eleonor ihm ihre geöffneten Arme entgegen. „Willst Du nicht auch der Pflegerin Deiner kranken Mama einen Kuß geben?“

Der Knabe wandte sein hübsches Gesichtchen nach der Sprecherin und lief dann auf sie zu. Die Dame nahm ihn auf den Schoß. „Wie heißt Du, mein Herz?“ frug sie, indem sie seine blonden Locken um ihren Finger ringelte.

„Ach heiße Claude Overt“, antwortete das Kind.

Claude! Einen Augenblick vergaß sich Schwester Eleonor. Ein stechender Schmerz durchzuckte sie, unwillkürlich legte sie die Hand auf das heftig klopfende Herz. Dann drückte sie mit einer plötzlichen Bewegung das Kind an sich, welches sie erstaunt ansah,

Tränen fielen auf sein Köpfchen — es war nur ein Augenblick, dann war die Bewegung vorüber und sie wieder Herrin ihrer selbst. Sie stellte sanft das Kind auf den Boden und bedeutete der Frau, es aus dem Zimmer zu führen.

Mit großer Verwunderung war die Kranke eine stumme Zuschauerin dieser Scene gewesen und Eleonor, die die Frage nach der Ursache derselben in den Augen der armen Frau las, beilegte sich ihr zu erklären, daß Jemand, der ihr so theuer gewesen, Claude geheißenen und dieser Name alte und schmerzliche Erinnerungen in ihr wachgerufen habe.

Die Tage vergingen und unter Schwester Eleonor's sorgfamer Pflege besserte sich Madame Overt zusehends.

Die beiden Frauen wurden bald miteinander befreundet. Schwester Eleonor gewann ein großes Interesse an ihrer feinen und zarten Patientin und lernte nach und nach ihre Lebens- und Leidensgeschichte kennen. Eines Abends, als beide im traulichen Gespräch begriffen waren, vertraute die arme junge Frau ihrer gütigen Pflegerin, daß der Name, den sie trug, ein angenommener sei und daß ein Geheimniß in ihrem Leben obwalte. Sie erzählte ihr ferner von einem Liebesverhältniß, das sie mit einem von ihr angebeteten Mann gehabt, wie dieser ihr versprochen, sie zu heirathen, wenn gewisse Familienkrupel beseitigt wären, und wie sie im blinden Vertrauen eingewilligt, mit ihm als seine Frau zu leben.

Sie wurde jählings aus ihrem Glück gerissen; einige Monate vor der Geburt ihres Kindes las sie in einem Zeitungsblatt, das ihr der Zufall in die Hand gespielt, die Nachricht von der Verlobung ihres Geliebten mit einer reichen und schönen Dame. Verzweiflung habe sie erfüllt und sie sei fortgegangen, um den Treulosen nie mehr etwas von ihr hören und sehen zu lassen. Sie hatte seit dieser Zeit von Musikstunden gelebt, auch hin und wieder Fremden, die in Soho wohnten und einige Pence ersparen konnten, englischen Unterricht erteilt. So war sie in dieses Viertel gekommen. (Schluß folgt.)

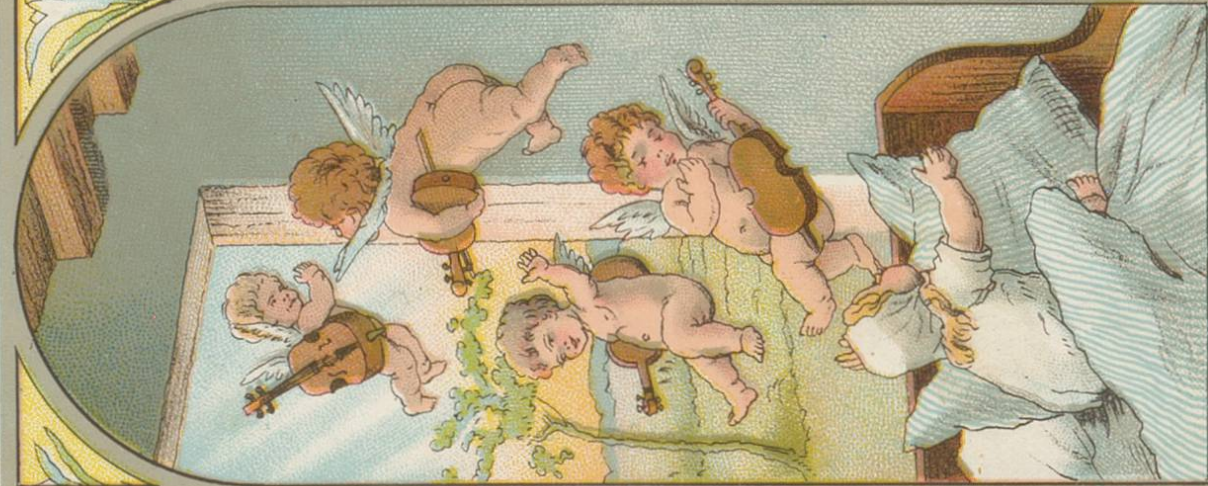
Rezension.

„Die Geschäftsfrau und die Geschäftinnen im Geschäft.“ Ein Lehrbuch des Wissenswürdigsten aus den Handelsfächern. Für Frauen und Töchter, welche im Geschäftslieben stehen oder in dasselbe eintreten wollen. Bearbeitet von der Redaktion des *Maier-Rothschild*. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. F. Langenscheidt), Berlin SW., Friedrichstraße 246. — Brochirt 5 Mk., elegant geb. 6 Mk. 50 Pf. Auch in 17 Lieferungen à 30 Pf.

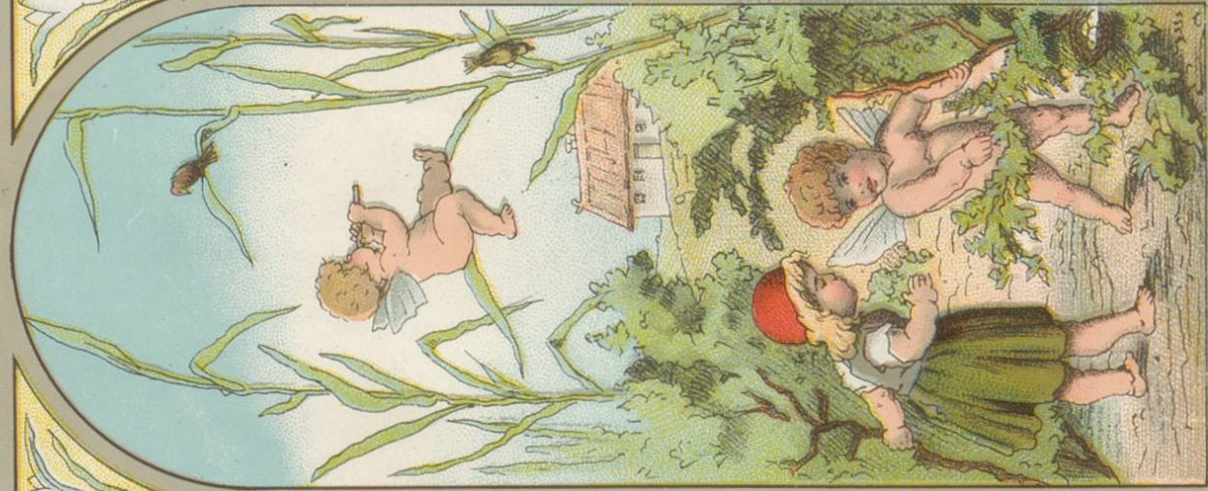
Das geschäftliche Leben, das bisher fast ausnahmslos als Beruf des Mannes erschien, hat sich in Folge unserer volkswirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nimmere auch in größerem Umfange der Frau erschlossen. Die Frau kann selbständig, unternehmend auftreten; sie kann ihrem Manne als Gehilfin zur Seite stehen, sie kann sich in den Dienst eines andern Geschäftes stellen, um sich direkt ihr Brod zu verdienen — in allen Fällen wird sie eingehende Kenntnisse aus den Handelsfächern nicht entbehren können.

Während aber derzeit für Knaben, Jünglinge und Männer fast in allen, selbst kleineren Städten Unterrichtsanstalten bestehen, welche sie für einen solchen Beruf vorbereiten und ausbilden, existieren nur wenige Schulen für Frauen, und diese sind zumeist wieder derart eingerichtet, daß sie von der Mehrzahl derselben, welche sich dem Geschäftslieben widmen wollen, nur schwer oder gar nicht besucht werden können. — An diese Mädchen und Frauen wendet sich nun vornehmlich das Werk: „Die Geschäftsfrau“, aus dem rühmlichst bekannten Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. F. Langenscheidt) in Berlin.

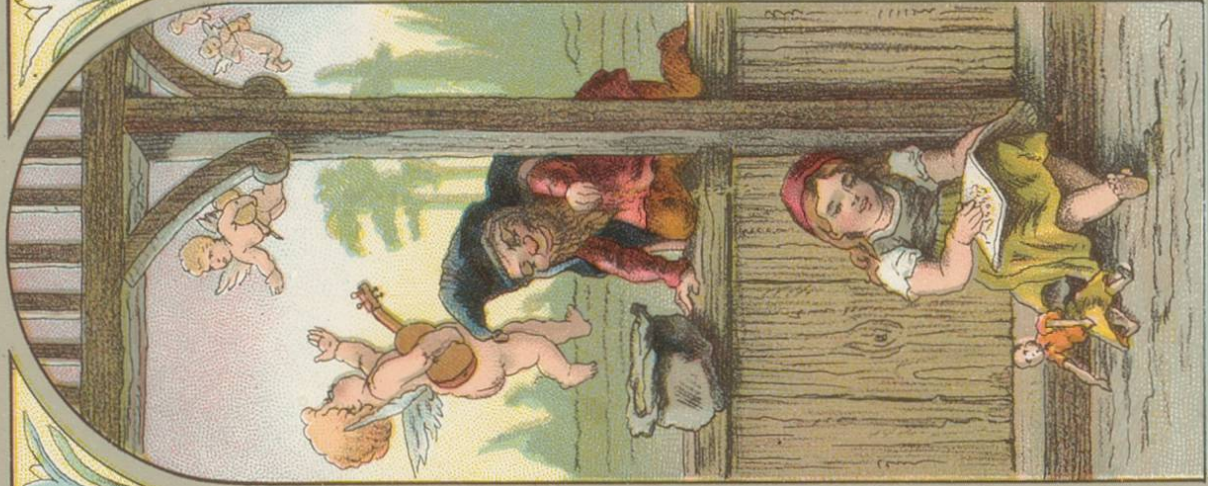
Die „Gartenlaube“, welche bekanntlich nur ausnahmsweise ganz hervorragende Werte beibringt, äußert sich über „Die Geschäftsfrau“ folgendermaßen: Die Vorbereitung zum praktischen Beruf ist es, die so vielen Frauen und Mädchen fehlt, die, von der Notwendigkeit des Erwerbs gedrängt, beim besten Willen keine erprobte Beschäftigung zu finden wissen. Ihnen und vor allen Dingen den Eltern und Vormündern, welche diese Notwendigkeit herannahen sehen, kann ein neues Werk: „Die Geschäftsfrau und die Geschäftinnen im Geschäft“ empfohlen werden, welches sehr wohlwolle Aufschlüsse gibt über die notwendige Vorbildung und die Bedingungen zu den verschiedenen, für Frauen geeigneten praktischen Berufsarten. Der massenhafte Andrang zum Lehrfach, welcher bei vielen als der einzig mögliche Erwerbsszweig gilt, würde sich mindern, wenn in weitere Kreise die Ueberzeugung dränge, daß die geschäftliche Frauenthätigkeit in vielen Fällen lohnender ist, als eine kleine Lehrerinnecke, und daß nach tüchtig vorgebildeten Geschäftinnen stets lebhafter Nachfrage ist, als nach „Stützen der Hausfrau“ und nach Gesellschafterinnen.



MORGEN.



MITTAG.



ABEND.



NACHT.

Klein Agnes und die Tageszeiten.



Für die Junge Welt.

Gratisbeilage

zur

→ Schweizer Frauen-Zeitung ←

Erscheint am ersten Sonntag jeden Monats.



St. Gallen.

→ No. 10. ←

1888.

Klein Agnes und die vier Tageszeiten.

(Zum Titelbilde.)

Am Morgen.

Es ist beim frühlingmorgenschein
Das Kindlein früh erwacht:
Husch! sieht es noch die Engelein,
Die bei ihm waren die Nacht.

Ja, darum schlief es doch so süß,
Das kleine Menschenkind,
Und träumte gar vom Paradies,
Im Bettchen fein und lind!

„Ach bitte, bitte, bleibt doch hier,
Ihr lieben Engelein!
Spielt weiter schöne Liedchen mir!
Ich will ja artig sein.“

„„Wir kommen wieder, Liebling du,
Dein Rufen lockt uns bald;
Doch jetzt laß deinen Englein Ruh’!
Auf Wiederseh’n im Wald!““

Und wie es nach den Englein schaut,
Umschlingt ein Arm es weich,
Das Mütterlein, so lieb und traut,
Ist da — schutzengelgleich.

Am Mittag.

Da, kennt ihr noch den Hemdenmatz?
Im Röcklein grün durchstreift’s den Busch:
Giftbeeren sieht der kleine Schatz;
Doch da ist’s Englein schon, husch, husch!

Und statt des schönen Seidelbast
Entdeckt klein Agnes nun ein Nest,
Und hört die Vöglein auf dem Ast
Laut zwitschern schon vom Osterfest.

Du Kindlein in dem Waldesgrün,
Hast gute Spielgesellen, trau’n!
Die mit dir durch das Dickicht zieh’n
Und sorglich all’ dein Thun erschau’n!

Am Abend.

So kommt, geleitet bis zur Schwelle,
Das Kindlein heim zur Abendstund,
Noch ist sein Neuglein frisch und helle,
Noch lacht und schwatzt der kleine Mund.

Die Puppe muß vom Walde hören,
Im Bilderbuch steht auch ein Wald;
Doch, Mädleins Sinne zu bethören,
Kriecht über’n Zaun Sandmännlein
bald.

„Die Neuglein zu, genug für heute!“
So meint der Sandmann mit dem Helm,
Kommt über alle kleinen Leute
Einschläfernd, heimlich wie ein Schelm.

Das hat ein Englein bald gesehen
Und winkt den andern leise zu:
„Kommt nieder mit dem Abendwehen,
Zu hüten unsers Schützlings Ruh!“

Zur Nacht.

Leise schwirrt's durch die Gardinen,
Daß kein Ohr es hört im Haus;
Englein mit den Violinen
Führen leis' ihr Schlaflied aus.

Und klein Agnes, tief im Traume,
Auf die lieben Geiglein lauscht,
Wähnt sich unter'm Schattenbaume,
Wo der Wind durch Zweige rauscht.

fühlt sich allezeit geborgen
In der Engel Hand und Blick. —
Mögen mit dem Lebensmorgen
Sie nicht flieh'n vor dir zurück!

's Joggelis ersti Lehr'.

Hü, hott! Hü, hott!“ So ruests an eim fort uf eme-n-einsame holperige Feldweg, am ene heiße-n-Augusttag, wo d'Sunne alli Lüt und Thierli müed und lahm g'macht hät. Das Fuehrwerch ist au frili langsam gnueg vorwärts cho trotz allem Tribe; es ist en Charre voll halbrisi Depfel gsi, wo der Wind i der vorige Nacht ab de Bäume vo's Herr Walters Guet abegschüttlet hät. En Eseli hät müesse züche-n und de Fuehrma, statt ordli nebether z'laufe, ist au no z'oberst uf d'Depfel ufgesse und hät do obe guet kommandiere gha. Aber wer weiß, ob's nit mengs Bürstli a sim Platz grad glich g'macht hett; denn der Fuehrma Joggeli ist erst 13 Johr alt gsi und sit e paar Woche Usläufer und Chnechtli bim Herr Walter. Der hät e großes Guet und e Färberei gha, 's ganz Heimwese hät Wisethal g'heisse. Do häts viel Dienstli g'geh für de Joggel, in Hus und Stall und Garte, und viel z'poste; und wenn er viel ufzlade gha hät uf sine Botegäng oder vorusse-n-im Feld, so hät er ebe sis Eseli agspannt an'n Charre, und wenn er demit dur's Dorf gfare-n-ist, händ alli Chinder Freud gha mit em Eseli. De Joggel hät's au müesse ganz bsorge, ihm alli Tag frisches Stroh i's Roßstallwinkeli thue, ihm recht gnueg Heu und Haber geh und's a d'Tränki führe, und's all Tag suber strigle wie ne Kößli.

De Herr Walter ist halt nit bloß en riche Herr gji, sondern au en recht guete, wo für alli brave Mensche-n und willige Thierli i sim Dienst gsorget hät wie en Vater. All's häts guet gha bi-n-ihm, wenn er scho streng gji ist, daß Jedes uf sim Poste si Sach recht machi.

Drum ist em Joggeli si Mutter ganz glückli gsi, wo de Herr Walter vor e paar Woche in ihri Stube cho ist und de Jogg i sin Dienst begehrt und gseit hät, wenn er si guet halti und sini Geschäftli ufmerksam und ifrig thüeg, so well er ihm guet z'esse-n und wackeri Kleider und alli Woche zwei Franke geh, und denn jedes Johr meh, so vil als de Joggeli denn halt verdieni dur Fliß und Tüchtigkeit. Das ist halt für die arm Wittfrau mit no vier chline Meiteli e trostvolli Ufsicht gsi, und si hät ihrem Aelteste-n alli Sunntig Nomittag zuegsproche, er söll doch alli sini Dienstli treu und flink verrichte-n und sim Wohlthäter willig und dankbar folge. De Joggel ist au selber vergnüegt gsi a sim guete Plätzli, und flink und astellig hät er si zeiget bi Allem, was es do z'lerne g'geh hät: Teppich chlopfe-n und Stiefel wische, de Platz vor em Wohnhus suber halten und im Garte jäte; aber lieber hät er im Stall g'holfen und am liebste 's Eseli ufegholt und igspannt; denn hät er so e wichtiges Gesicht gmacht, als ob er weleweg e zweispännige Kutsche hätt müsse bsorge. Im Anfang ist er au allemil sorgsam nebet em Eseli herglaufe-n uf alle Wege, wie-n ihm's der Oberchnecht befohle hät. Denn der Herr Walter hät durchus druf g'halte, daß me d'Husthier fründli behandli und ihue nit meh Last uflegi, als nöthig sei. Und drum isch es em Joggeli vo Anfang a verbote worde, selber uf de voll Charre z'fize; er hät bloß dürse-n alli Obed noch em Fürobed e halb Stund uf em Eseli umerite; das hät ihm de Herr Walter dafür zur Freud erlaubt.

Nu hät aber de Joggeli mengsmol zimli wit über Land z'reise gha mit sim chline Geschäftswage, go Parthiee wißes Garn abhole zum Färbe, oder gefärbts fortthue zu de Chunde. Und denn hät er öppe-n umeglueget, ob ihn niemert Bekannter sehi, und hät si denn — schwupps! — uf's Rüttschli gschwunge und mit der Geisle g'klopft und em Eseli „hü!“ g'rüest, wie mir's am Anfang vom Geschäftli selber gsehe händ. Mit öppen allimol us Müedigkeit, bhüetis! blos us toller Freud am Rutschiere und wil's so prächtig bequem gsi ist. Und das Verstohlis-Uffitze hät er bald gwohnheitsmäßig tribe, wil er denkt hät, 's Eseli chönn ihn jo nit verchlage. Und wenn er denn i d'Nöchi vo de Lüte cho ist, so ist er hurtig abe vom Wage und hät 's Eseli Wunder wie artig gfuehrt, und e ganz usschuldigs Gesicht probiert z'mache.

Aber es ist doch em Oberchnecht und den Anderen im Hof all meh ufgefalle, wie's Eseli, wo sust so zuetraulich gsi ist, schüüch und eigesinnig worden ist und zwor am meiste gege de Joggeli, sobald der i d'Nöchi cho ist, und wie's öppen e mol starch gschnuufet hät bim Heimcho. Und der Oberchnecht hät agfangen uspasse, aber ohni ihn e mol z'verwütsche.

Au das mol hät der Foggeli sini Depfelsuehr langsam dur's Dorf duregfüehrt und ist denn vo hinne zum Hus zue gfare. Und wo kein Mensch uf em Platz gsi ist, hät de Foggel d'denkt, er chönn scho no gichwind z'Mittag esse vor em Uspanne, und ist i d'Gellestube, wo de Tisch no nit abgrumt gsi ist, wil er no nit g'gesse gha hät; d'Färbergelle sind theils in ihrne chüele Chammere gsi und theils am Bach am Schatte glege für's Mittagwili, und der Oberchnecht hät am sebe Tag müesse mit ere große Garnsuehr über Land. Also hät sie de Fogg in aller Ruch sini Leberechnöpfli und Bireschnitz, wo no richlich uf ihn gwartet händ, prächtig schmecke loh.

Unterdesse sind em Herr Walter sini beide Töchterli fröhlich mit Schatthüeten und Botanisirbüchsen us der Hinderthür gsprunge; sie händ welle-n in Wald, wil am Romittag fei Schuel gsi ist. Do siehnd sie das arm Gseli i der heiße Sunne stoh mit em Gschie am Lib, vor em volle Wage, und händ, ganz erbozt über die Gleichgültigkeit, em Fogg lut g'rüest. Der aber ist muggstill hinder sim Teller gsesse-n und hät an ängstliche Pause gmacht mit der Gable, und sich mit em Chopf uf d'Site d'duckt, daß me-n ihn nit säch am Fenster; und wo d'Chind richtig gmeint händ, er sei niene-n ume, händ sie's Gseli selber usgspannt und frei umelaufe loh, und denn isch es selber in Stall und, vor's nu hät möge fresse, müed uf's Stroh glege-n und hät d'Auge zuetruckt. Und d'Chinde händ ihm no e bizli zueglueget und sind denn, no halb ärgerli über de Foggel, in Wald g'gange, wo sie denn schöni Eicheblätter gsuecht händ zum durchsichtig Buechzeicheli mache mit ere Bürste, und en prächtige Struß wilde Majoran, Erika und Enziane, und große Glockeblueme und Brombeerizwig gsamlet zu-n-ere frische Bluemeschüßle.

Em Foggel deheim isch es aber g'hörig heiß worden über d'Backe, wo-n er 's Gseli vo öpper Anderem usgspannt g'funde hät, und der Magd ist es ganz usg'falle, wie zahm de Foggeli e Zeine verlangt hät zum Ablade vo de Depfel. Am Obed, wo-n-er alli uf der Dörrstube gha hät, und i der Gellestube gessen ist zum Garn underbinde, so hät ihm sin Herr grüest, und mit schlechtem Gwüffe-n ist de Burst zue-n ihm anecho. De Herr Walter aber hät ihn bloß ufmerksam aglueget und ihm denn en Frachtbrief g'geh zum Waar abhole vom Bahnhof, wo ordli wit eweg gsi ist. Froh, daß er nomol devo cho ist, hät de Foggel gleitig sis Fuehrwerchli uf's Neu zweg gnoh und 's Gseli, wo sie wieder e chli erholt und gstarckt gha hät, geduldig d'Stroß uf gfüehrt. Und denn hät de Foggeli d'Päck us em Bureau gholt und uf de Charre glade, all schwerer und schwerer für's Gseli, und denn ist er heimwärts mit.

D'Landstroß ist vom Bahnhof is Dorf e langs Stuck ebe dure g'gange. Zum Wiesethal aber hät en schmale Weg bergab gfuehrt. Wil niene kein Zug ume gsi ist bi der stille Nebestation, so sind grad kei Lüt uf der Stroß glaufe, und es hät au scho e chli agfange dunkle. So ist dem liechtfinnige Burst noch em Abfahre vo der Station scho wider de Glust cho, nomol e chli ufz'sitze. Und richtig sitzt er höch obe-n und hät si nümme z'lieb drum g'kummert, daß 's Gseli fast bi jedem Schritt Chnüüli gmacht hät vor Müedigkeit und gschwizt hät vor M'trengig.

Jetz aber ist d'Strof cho: Grad wo de Fogg hät welle de Weg abschwenke, so chunt vo der andere Site, vom Dorf her, der Oberchnecht z'fahre mit sim Wage und hät jetz mit eigene-n-Auge die Gwüffellosigkeit vom Foggel vo witem scho gsehe. De Foggel hät ihn erst bim Nööcherfahre gkennt und ist jetz voll Schrecke vom Wage abegjuckt und hät i seiner Angst gschwind alli möglichen Usrede gstotteret; aber der Oberchnecht hät ihn bim Ohrage gnoh und gschüttlet, voll Born, und gseit, er gäbt ihm am liebste mit der Geisle, aber er well jetz z'erst lose, was de Herr dezue sägi. Und im Hof händ sie de Herr Walter scho gsehe, und sini Töchterli sind mit ihrne Strüüße bin-n-ihm zue gstande-n-und händ ihm allweg grad vom Fogg seiner Gleichgültigkeit verzellt. Denn de Herr Walter hät ganz ungewöhnlich ernst und böß dri glueget, wo de Fogg so dusam mit sim Charre hinder em große Wage-n-in Hof gfahre-n ist. Und währet de Foggel 's Gseli usspannt hät, ist de Herr Walter ganz nööch bi-n-ihm zuegstande-n-und hät sim angstvolle Thue zueglueget und debi vom Chnecht vernoh, wie schlecht de Foggel mit em Gseli umg'gange sei; de Chnecht hät lut druf losg'schimpft, nit blos um z'chlage, sondern wil er selber ganz empört gsi ist über die Betrügerei und Grusamkeit vom Fogg. Und denn hät de Herr Walter 's Gseli untersuecht und sis starch Schmuuse und sini zitterige Chnüü selber beobachtet und do chunt, was der Foggeli gfürcht hät: de Herr Walter hät ihn us em Dienst fortgschickt, wil er ihm 's Gseli nümme chönn anvertraue, und ihm selber nümme chönn Glaube schenke, denn Lüt, wo blos vor sine-n-Auge brav seied und hinderruckß Verbotes tribed, chönn er nit bruche i sim Dienst; er söll sis Bünteli mache-n-und heimgeh!

D wie bleich ist jetz de Foggel worde, me hät's fast im Dunkel no chönne bemerke! Wie isch es ihm schwer uf 's Herz gfallt, daß er mit seiner wochelange Pflichtvergeßtheit die Strof durchus verdient hät! Wie hät er si vor de Schand gfürcht vor de Lüte und wie hät's ihm Chummer gmacht, mit sim Bünteli als fortg'jagte Chnecht vor d' Muetter z'cho! Kei Wort hät er usebrocht, so elend isch es ihm

z'Mueth gsi; mit abegsenktem Chopf ist er langsam, langsam i sis Chämmerli go sini Kleider z'samme packe, und denn hät er no müesse-n-i d'Stube, go Adie säge. Alli händ ihn aglueget und ihm still d'Hand g'geh, und de Herr Walter hät ihm en Brief für d'Muetter gricht't und grad no d'Adresse gschriebe mit feste Züge, und em Fogg isch es grad gsi, als schnidi ihm de Federspiz scharf is Herz. Und de Herr Walter hät ihn ernst aglueget und gseit, er wünsch, daß die Lehr', wo-n-er ihm nit chönn erspare, zu sim Beste sei und ihn treuer und gwüßehafter machi i seiner Pflicht. Die väterliche Wort händ em Fogg uf sim trurige Heimweg all i de-n-Dhre witer tönt und so ist er wie en verlorne Sohn vor Muetter's Husthür gstande-n-und hät si nit getraut, ine z'goh. Do chunt d'Muetter ohni Ahnig mit em Wasserchessel us der Husthür und ist ganz verschrocke und hät a's Foggels Bünteli und Haltig bald errothe, daß er Unglück bringi, und hät ihm de Brief us der Hand gnoh und wo si ihn glese gha hät, lut ag'fange schluchze-n-und briegge, so daß es em Foggeli no elender worden ist. Das ist en trurige-n-Obed gsi für Beide, und z'Nacht hät d'Muetter fei Aug zuethue vor Chummer, und de Foggli ist au erit igschlose, wo-n-er ganz müed gsi ist vom Briegge. Und denn hät's ihm traunt, er selber sei vor de Charre gspannt und müess' ihn dur 's Dorf züche, zum Gspött vo alle Lüte, und der Esel siki uf em Charre und machi zum Fogg: hüh! und haui ihn eimol über's ander mit der Geißle, bis er am Bode liggi. Und wo-n-er verwachet ist, ist er uf de Chnüüne und Hände, wie vierfüeßig, im Bett glege-n-und hät de schwer Traum i-n-alle Gliedere gespürt.

Und denn hät er e schwers Lebe gha; vor alle Lüte hät er si müesse schäme und debi doch überall um Verdienst bettle; g'ringi Arbeit aller Art hät er müesse thue und die langgewohnte Teller voll guet's Cisse händ ihm alli Tag bitter gmanglet; jek hät's halt fast alli Tag Haber-mues und gfottni Erdöpfel und Käbe g'geh für ihn; und er hät au die alte gflückte Chleider wieder müesse träge und barfueß goh, und die ordlige Schueh und Kleider, wo-n-er bis Herr Walters übercho hät, für de Sunntig bhalte. Und denn im Winter hät er müesse spuele-n-und Holz säge und de Lüte Schnee pfade und Wasser pumpe.

Noh und noh, bi sim stille flißige Lebe, hät er wieder dörfe-n-uf luege, de Lüte-n-is Gsicht, und me hät ihn gern gha und Deppert hät ihn zu-m-ene riche Buur gschickt, wo i der Zitig en Dienstbueb gfuecht hät. Sis still und ernst Gsicht hät em Buur grad gfallene-und er hät ihm en guete Boh versproche, und de Fogg ist voll Freude hei und hät's der Muetter verzellt. Die aber hät gseit: „Fogg, du mueßt dim neue Meister z'erst bekenne, daß du scho us em Dienst

gschickt worde bist und worum; erst wenn er di denn glich animmt, häst du e ruehigs Gwüsse-n-und e sichers Plätzli!“ Und am Sunntig noch der Chinderlehr ist de Jogg zum Buur und hät ihm, mit eme verlegne Gesicht und lizli, im stille Garte-n-uf em Bänkli si Gschicht vom Eseli verzellt, und wo de Buur drüber abe-n-e Wili ganz still gfi ist, hät de Jogg ganz furchtsam zue-n-ihm ufglueget. Aber do ist er am ene Blick voll Zutraue begegnet, und de Buur het ihm uf d' Achsle g'klopset und gseit: „Jez erst recht will i di astelle; grad daß du mir das gseit häst, gfallt mir und i weiß jez, daß i en brave Burst überchume!“

Und denn ist de Jogg noch langer Zit wider froh worde-n-und si Muetter au, und grad am Mentig ist er i sin neue Dienst itrete und hät si vom Morge bis z'Nacht g'flisse, daß es de Thiere-n-im Stall a nünt fehli und ist bald ganz stolz gfi, daß sie ihn guet kennt händ, wenn er in Stall cho ist. Und au im Hus, bi der Frau Meisteri, ist er bald e beehrts Bürstli gfi, wil er vo's Herr Walters her gwöhnt gfi ist, höfli und ufmerksam a d'Hand z'goh, wo me-n-ihn bruchi. Und drum hät er i dem Burehus bald e liebe Heimat und e gueti Berforgig gfunde; de Buur hät ihn glernt mit Roß und Chaise umgoh, Feldarbeit mit Maschine besorge und Schribarbeit für 's Guet usführe, und de Meister und d'Frau Meisteri händ ihn z'Obed bi ihne i der Stube welle ha und ihn e paar Johr alli Woche en Romittag is Dorf gschickt, go d'Fortbildigschuel bsueche. Und denn ist er en tüchtige Berwalter worde uf dem Guet, wo-n-er wie en Soh ghalte gfi ist, wil die Lüt fein gha händ. Und überall ist er g'achtet gfi als en brave, zuverlässige Mensch, und hät finer Muetter und sine Schwösterli scho lang wieder chönne Geld schicke.

Au de Herr Walter und si Familie sind dem Jakob wieder mit Ehre-n-und fründli begegnet; und wenn er öppe am ene Sunntig e Bsüechli gmacht hät bi sin erste Meister, so hät ihn der mit Lächle g'froget, ob er am selbe Tag hett sölle barmherzig si und ihm sin Fehler nomol duregoh loh — und denn hät ihm de Jakob im Gegetheil vo Herze danket für sie ersti, bitteri Lehr' im Lebe!

Das Schreckliche Schäfchen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das half seiner Mutter in der Küche beim Aufwaschen des Geschirrs vom Nachtessen. Ein Kerzenlicht brannte dabei, und da probirte das nimmer müßige Mägdlein in der Pause, da die Mutter das Besteck fegte, mit den

Fingern allerlei lustige Schattenbilder an der Wand. Besonders gut gelang ein Schafsköpfchen, da es sehr leicht mit den bloß gestreckt zusammengefalteten Händen und den zwei emporgestellten Daumen darzustellen war. Das Mäulchen mußte natürlich auf- und zugehen, das machten die beiden kleinen Finger durch Abstehen und Anschließen.

Plötzlich als das Schäfchen wieder bedächtig sein Mäulchen aufthat, blöckte es ganz laut: „Bäh!“

Zu Tode erschrocken, am ganzen Leibe zitternd, die Hände weit wegwerfend und das Mäulchen selber offen, rannte das Kind von der Wand weg und flüchtete zur Mutter. Diese aber machte ein so belustigtes Gesicht, daß auch das Töchterlein bald über den gehaltenen Schrecken lachen mußte, weil ja natürlich nur die Mutter dem Schattenschäfchen so im rechten Augenblick eine Stimme verliehen hatte.

Dieses Furchthäslein heißt jetzt „Tante Emma“ und rät den lieben Leserlein, sich in der lustigen Unterhaltung mit Finger-Schattenbildern auch hie und da zu üben, und es freudig zu melden, wenn ihnen etwa ein Mops- oder Büßkopf, oder ein Vogel, oder ein ganz fremdes, wildes, fürchterliches Thier, oder ein Zwergli mit langem Bart, oder sonst etwas gelingt, was auch die Eltern und Geschwister erkennen können.

's Ebbeeri-Chind.

Von Frau Koella-Kind in Stäfa.

Amene heiße Summertag hät e Frau es Wöschli gha und sie grad zwäg gmacht zum Flotsche-n-im Weierli. Nu het se si na bsunne, was sie mit em Züseli well afange. De Hansli und 's Marie sind i der Schuel gsi und 's chli Chindli im Bettli, aber das Züseli isch e so e tufigs Gispeli gsi, das hät all Augenblick öppis agstellt; es isch eben e kei Gfätterlischuel ume gsi. Jez hät si's nid wellen a 's Weierli neh, wil sie dänkt hät, es wett dänn au flotschen und chönt inefalle; e so e feuffjäährigs Maideli hät halt meh Willen als Fficht. Da ist die Frau schüli froh gsi, wo's Nachbers Chind ist cho fröge, ob's Züseli dörf mit ihm und der Muetter und e paar Schwöstere in Wald, si müesse für's Herr Dokters go Beeri sueche.

D'Muetter hät dem Züseli na as Beckeli voll Milch geh und e großes Ankebrod gstriche zum mitneh und hät's e Gotts Name la gumpen und ihri Arbeit furt gmacht.

Die Lütli sind glücklich in Wald cho und 's Züseli hät si mächtig gfreut, wos die Beeri gseh hät und im Schatte vo dene hohe Bäume hät e chli chönne usruhe, aber bald isch es in Ffer cho mit gönne

und gli hät 's Ankebrod e kei Platz meh gha im Chörbli. Die Chinde sind drum an es Rainli gläßen und händ e chli ufgrumt mit dem Furaschi. Zum Ankebrod händ d'Beeri prächtig gschmöckt und eismols isch 's Chörbli wieder leer gsi. Hät me-n-aber vil gässe, so wird me träg, und so sind dann die chlinere Chind na e chli im Gras ume grugelet und ändli ganz still worde. Die Andere händ ihres Pfämet gunnen und ihri Chörbli dezue gfüllt und 's dann gweckt, sie welled hei. 's Züseli hät alliwil dem Hansli grüest und bhauptet, de müeß au da si und en Chorb voll Beeri ha. Die Andere händ glachet über's, nüd starch uf's glosset und so sind Alli hei, 's Züseli hindedri, dann 's ist müed gsi.

Deheim isch es i d'Stuben ine gumpet, wo d'Muetter grad Wösch zäme gleit hät, und rüest: „Aber gäll Muetter, jez machist us dann Ebbeerischnitte, wil mir so viel Beeri händ.“ D'Muetter aber hät gmeint, das Chörbli voll Beeri sei z'vertheile ohni Schnitte, d'Chind hebed scho blanget. Da ist das Züseli uf de Hans zuegsprungen und hät en hizig agrüest, wo-n-er si Beeri aneta hei. De Hans häts ganz verstunet aglueget und gsait, er heb ja feini. Aber da ist 's Züseli in en schüliche-n Ffer cho und hät dem Brüeder Bormwürf gmacht, daß er heb chönne e so en Chorb voll Beeri äßen, und wo-n-er sich bitürt hät, er heb e feini gha, so hät's uf eimol schadesroh grüest: „Gäll, warum häst em Beeri-Chind nüd danket, es hät ja gsait, es namm ders wieder eweg.“

Die Chind händ au wellen in Ffer cho, aber da hät d'Muetter gsait: „'s Züseli hät z'viel Beeri gässe und hät jez e chli Fieber.“ Sie hät em Milch geh und wo-n-es eso bös dri glueget hät und z'letscht agfange schreie, seit sie, es söll ere-n-alls verzelle. Das ist em Züseli rächt gsi und es hät Alls verzellt wie mir, bis wo mir gsait händ, sie seied ganz still worde. Da hät's denn b'hauptet, sie hebed Berbergis gmacht und da sei no es Chind zuenene cho und heb mit gmacht, das heb e roths Röckli agha und grüeni Schueh und e grüens Schößli; 's sei lustig gsi, bis Gim de Sinn dra cho sei, sie werded bald hei müeßen und hebed na leeri Chörbli. Da heb ene das Chind en Platz zeigt, wo mes z'hampflewis heb chönne neh und d'Chörbli grad voll gsi seied; sie hebed den Andere grüest, aber sie heieds nüd ghört, dafür sei de Hansli cho mit eme große Chorb und de sei au im Augeblick voll gsi. Da heb me-n-ene grüest und de Hans sei nur furtgsprungen und das Beerichind heb gsait, er sei grob, daß er nüd danket heb, es namm em si Beeri wieder; es heb danket und die Andere au und ihri Chörbli voll heibrocht.

D'Gschwüsterti händ's Maideli usglachet und d'Muetter hät em gsait, es heb traumt, de Hansli sei nie furt gsi; aber es hät das nüd chönne begrifen und hät gschrauen, da häts d'Muetter iz Bett ta.

Dem Hans und em Marie hät sie gsait, es heb halt nüüd gwüßt, daß me nüüd sött e so viel ässe, sie sellet's nu besser mache, wenn sie gänged.

Am Morgen ist 's Züseli na nüüd frei gsi und hät de Hans nu eso agschächt, bis Nachbars Chind cho ist und verzellt hät, daß sie die Chörbli gfüllt heied, wo die Andere gschlase.

Da häts müesse nahe ge und d'Muetter hät em vorgha, daß eso e Chlises na nüüd sött so stif bhaupte uud überhaupt nüüd eso gispelig si, au en andersmal nüüd eso überweidig ässe.

Wo d'Gschwüsterti fei Schuel gha händ, sind alli mit enand go Beeri gönne, händ alli heibracht und d'Muetter hät e ganzi Blatte voll Ebbeeri-Schnitte gmacht.

Sind ehrlich, nit begehrllich!

Es ist en Trubel chlini Chind
Emol spaziere g'gange.
Do liged Depfel vil, vom Wind —
Mengs Nermli will gschwind lange;
Si liged jo so umenand,
Ganz hüüfewis am Stroßerand.

„Säg, Tante, darf me die nöd neh,
Si händ so rothi Bäckli,
De Buur wird's sicher niene gseh,
Mir nehmed's grad i's Säckli;
Suft, wenn mir's grad do lige löhnd,
So chömed Anderi, wo's nehnd.“

„Halt, Halt!“ so tönt jez d'Kommadur,
„Das wend mir anderst mache;
Mir sammled d'Depfel für de Buur,
Was gilt's? denn mag er lache;
Gschwind do zum Baum, wer eine findt,
Und leged's an en Huuse gschwind!“

Und jez, e Stückli ab der Stroß,
Sind d'Depfel ordli grettet,
Im linde Gras, grad wie uf Moos,
So sorgsam anebettet;
's guet Gwüsse macht die Gsichtli froh,
Kei Einzigs hät en Depfel gnoh.

Druf sigt das Volk an Stroßerand,
Hät 's Zünibröttli g'gesse,
Und sieht nöd, daß döt über Land
De Buur chunnt underdesse,
Bis der stoht ganz bi ihne zue
Und seit: „Händ Ihr's an Huuse thue?“

Ihr sind jezt bravi, bravi Chind,
I will Eu scho dra denke,
Wenn's gmofstet ist, so will i gschwind
Eu au e Glas ischenke!“
Und richtig, e paar Tag dernoh
Ist müesse Most i's Schuelhus cho.

Zwee Chrüeg voll, gmueg für jede Schluck,
Das löhnd si d'Bürstli schmecke,
Und Jedes denkt behagli z'ruck
W's Depfel-z'jammelegge.
Und wer emol en Depfel findt,
Leit ihn zum Baumstamm ane gschwind.

Das Vogelschießen.

Als ich noch ein kleines Mädchen von etwa elf Jahren war, bereiste ich mit meinen Eltern das Ländchen Sachsen, von dem man sagt, daß die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen. So viel ich aber auch in Wald und Feld und Garten auf die Bäume

schaute, sah ich doch nirgends etwas Anderes, als Eichen-, Birken- und Buchenlaub, Blätter und Früchte (Äpfel, Birnen, Pflaumen zc.) auf den Fruchtbäumen. Nur ein Mal erschaute ich etwas, das mir unbekannt war: einen prächtigen, hölzernen Vogel, mit schön gemalten, nur lose befestigten Federn; er trug eine Krone auf dem Kopfe und hatte ein Szepter in der einen und einen Reichsapfel in der andern Klaue. An einem hohen, fast kahlen Baumstamm war das sonderbare Thier angenagelt. Die Wiese, auf welcher der Baum stand, gehörte meinem Onkel. Er und seine ganze Familie standen umher und aller Augen schauten auf den Vogel. „Gut, daß ihr endlich kommt,“ rief er uns schon von Weitem entgegen; „jetzt kann's losgehen.“ „Ja, was denn?“ „Nun, das Vogelschießen,“ entgegnete er. Das ist nämlich in Sachsen ein Freudenfest für die Jugend, und der Onkel, um sein Schweizer-Nichtchen zu ehren und zu amüsiren, hatte extra ein solches vorbereitet. Das erzählte er mir freundlich, während er die Armbrust spannte; denn es wird bei dieser Veranlassung nicht mit einem Vetterli- oder Flobert-Gewehr geschossen, sondern mit Bolzen und Armbrust. „So,“ sagte dann der Onkel, „Du sollst den ersten, den Ehrenschuß haben, aber halte Dich wacker, ziele scharf über den Bogen hin nach der Krone des Vogels, diese hat den ersten Preis, das Szepter den zweiten, und der Reichsapfel den dritten, dann kommen erst die andern geringeren Preise.“ Nun, ich dachte mir im Stillen, ich wolle nur froh sein, wenn mein Geschöß nicht weit vom Vogel weg durchfliege, deshalb hielt ich nicht auf den Kopf, sondern auf den breiten Leib des Vogels. Ei, kaum abgeschossen, sah ich, daß der Bolzen zu viel nach rechts ging, aber o Wunder, er traf die ausgestreckte Klaue und der Reichsapfel fiel als Siegeszeichen zu Boden. Jetzt kamen die andern Kinder d'ran. Man sah dabei, daß es nicht bloß Zufall war, wenn sie trafen, sie waren in diesem Vergnügen offenbar geübt und schossen Stück für Stück herab, während meine übrigen Schüsse in's Blaue gingen. Doch das machte nichts; der dritte Preis, ein allerliebste Portefeuille, war doch mein wohlervorbenes Eigenthum, und so tröstete ich mich über mein Mißgeschick, nahm mir aber doch vor, Auge und Hand künftig mit Ballspiel und dergleichen zu üben. M. B.-G.

R ä t h s e l.

1.

Ein grausig Thier, von dem in alter Zeit
Nur Helden haben kühn ihr Land befreit,
Es läßt jetzt in dem Herbsteswind, dem kühlen,
Ganz froh von kleinen Buben mit sich spielen.

2.

Mit K, da ist es schwarz wie Kohlen,
Mit Kn, da klettert es verstohlen
Und will des erstern Kinder holen.

3.

Wer kann im Bett nicht stille liegen?

4.

Und wer, trotz Federn, doch nicht fliegen?

5.

Viel tausendmal ist's lebendig, trägt gern ein Röcklein fein,
Sollt' außen und inwendig recht lieblich immer sein;
Einmal seit grauen Zeiten lugt's über's weite Land,
Kann nicht von dannen schreiten und trägt ein weiß Gewand.

6. Zum Selbstreimen.

Kommt auf den — Paß auf, daß nichts im Hals bleibt —
Ein guter — Und jagt das ganze Haus in —!

7.

Ein hoher Berg, ein Fischlein klein, was haben beide wohl gemein?

9.

Was für ein Messer braucht nicht zu schneiden?

10.

Was für eine Gabel gehört nicht auf den Tisch?

11.

Was für Löffel gibt es stets nur paarweise?

12.

Welche Straße kannst Du sehen Und doch niemals darauf gehen?

Auflösung der Räthsel.

In Nr. 8:

Wein, dein, fein, kein, mein, nein, Pein, rein, sein (Hülfszeitwort), Wein.

In Nr. 9:

1. Regen, Regier.

2. Zeugniß.

3. Ton, Thon.

4. Arm, arm.

5. Glas.

6. Das Bächlein.

7. Der Wagen, ein Sternbild.

8. (Aufgegeben von Leserlein Otto Bregger.)

Der erste Knabe erhält eine Nuß,
Der andere, d. h. der zweite, erhält
zwei Nüsse,

Der dritte und vierte folglich je eine.

Briefkasten.

Marberg. Martha Peter. Grad an dem Tag habe ich Dir geschrieben, wo Du zum Fenster hinaus oder auf der Straße den 2500 Soldaten zuschautest; das macht Dir gewiß Freude! Dein Brief hat mir aber auch Freude gemacht, weil Du in der dritten Klasse schon so tüchtig mit der Feder drauflos schreiben kannst, und weil Du die Sätze gewiß allein gemacht hast. Ich freue mich jetzt also schon, bis Brüderlein Arthur auch schreiben kann!

Harberg. Rosa Kübler. Wenn ich das Persönchen nur kennen könnte, welches da so feste, klare, gleichmäßige, ausdrucksvolle Buchstaben macht! Die springen einem so lustig in die Augen, daß man gleich den ganzen Brief auf einmal weiß. Spielst Du auch so flott Klavier wie Du schreiben kannst, und was für Musik hast Du? Erzählst Du mir noch mehr vom Schwesterchen und vom Suri?

Altstätten. Elise Sonderegger.

So, brav! Hörst jetzt auch die Reihe, Und auch im „Postbureau“ e Plätzli,
Wo's Hestli liest zur „Junge Welt“!? Daß d' schreibe chast vom Chinderfest?
Säg nu zur Muetter, 's thüeg mi freue, I ha mir's chönne denke „mächtig“
Daß si die Zitig jetzt auch bestellt! Wo wegem wiße Rock die Noth,
Gwüß wege Dir, Du Schmeichelchätzli, Und wie-n Ihr turnet händ so prächtig
Daß d' au en eigni „Zitig“ häst, Und gschnabet „z'churzi“ Würst u. Brot!

Basel. Emma Hürlimann. Bravo, daß Du dich an vergnügten Ferienspaziergängen und Botanisirausflügen nicht hast stören lassen durch den Regen! Nicht wahr, Du sammelst fleißig weiter bis in den Spätherbst? Wie reizend muß Deine Sammlung von Vogeleierchen sein, die Deine sinnige Schwester „Engländerin“ Dir angelegt hat. Ist sie jetzt wieder abgereist?

Bern. Alfred und Arnold Moser. Ah, wieder zwei gute alte Freundchen! Grüß Gott! Es hat mich sehr gefreut, daß Du, Alfred, mir alle Eure Lieblingsgeschichten seit dem Anfang des Hestleins aufgezählt hast. Die Mama wundert sich, daß das lustige Hestlein nichts kostet? Da müßt Ihr dem Herrn Druckpapa in St. Gallen danken. Der schickt der Gschichtli-Tante, die freilich ganz expreß für die Kinder auf der Welt ist und Jedes liebt, aber früher nie dran gedacht hat, in ein Büchlein zu schreiben, goldene Bazen für die Zeit und Mühe und Sorgfalt, nach recht guten und lustigen Sachen zu suchen und zu sinnen für die Kinder in den Häusern, wo die Frauen-Zeitung hinkommt, die aber doch nur so viel kostet wie sonst. Er läßt soeben Deiner Mama sagen, daß grad jetzt keine Schnittmuster mehr vorhanden seien, daß es aber später wahrscheinlich solche gebe, dann soll es die Mama alsbald wissen.

Brunnaden. Babette Schweizer. Bei diesem letzten Brieflein von Dir habe ich freilich weinen müssen, daß seit unserm vorigen Gruß Deine liebe gute Mutter krank geworden und gestorben ist, und daß Du so Heimweh hast nach ihr und Dich so verlassen fühlst! Und ich denke oft und liebevoll an meine kleine schwerbetroffene Freundin, und möchte nun erst recht öfter wissen, wie es ihr geht! Aber da Du schon so wacker und brav dem Vater hilfst und Dein Brüderlein versorgst, so gibt es gewiß neben der Ergänzungsschule wenig Zeit mehr für Dich zum Brieffschreiben. Vielleicht im Winter? Wenn Du auch nicht schreiben kannst, so denke ich doch an Dich!

— — Elise Kolp. An Deinen vielen netten und deutlichen Berichten hatte ich ja ganz lange zu lesen, und ich freue mich, daß Du beim Besuch der Ausstellung mit dem Herrn Lehrer Deine Augen so lebhaft gebraucht hast. Habt Ihr nachher einen Aufsatz darüber gemacht? — Ist Dein winziges liebes Ulrichli gesund? — Daß Du während des Emdens gedacht hast, Du möchtest lieber im kühlen Baumschatten „höcklen“, die Käzlein auf dem Schooß und das gelbe Hestlein in der Hand, kann ich mir wohl denken; aber gelt, nach der heißen Tagesarbeit waren dann solche Feierabendstündchen doppelt süß? Auf Wiedersehen!

Chur. Emma Ghisletti. Habe vielen, vielen Dank für den feinen Strauß herrlicher Edelweiß aus Deinen Bergen! Ein Theil davon bleibt, sorg-

fältig gepreßt, als Andenken aufbehalten, ein Theil hat als seltener Staat das Schreibstübchen, ein Theil die Knopflöcher bevorzugter Freunde und auch die eigenen geschmückt; ein kleines Sträußchen steht huldigend vor einer Göthe-Büste und so hat Deine Gabe vielfach Freude verursacht! Auf Dein versprochenes Brieflein freu' ich mich schon lange.

Chur. Martha Truog. Das war ein ganz prächtiger Ferien-Einfall von Dir, der unbekanntem Tante am Bodensee einmal einen Brief zu schreiben, als Du das gelbe Hestchen auch bei den Großeltern in Brugg antrafest. Da können sie und Onkels Deine Antwort auch lesen, wenn Du schon lang wieder daheim bist. Hast Du Dich jetzt wieder angewöhnt und bist vergnügt, wenn Du schon das winzige neue Cousinchen und den Papagei und den Flott nicht hast mitnehmen können? Und schreibst Du mir auch einmal, wie es daheim ist und mit was Du Dich da am liebsten unterhältst und beschäftigst? Die Adresse heißt: Emma Frei, Kindergärtnerin, Rorschach.

Fischenthal. Anna Hauser. Dein lebhaftes Brieflein hat mich in Gedanken gleich unter Eure Stubenthür gezaubert, um ein bißchen zuzuschauen, wie die Mama Aepfel beschneidet, das Töchterlein einen Brief an Tante Emma schreibt und der Bruder „heizt“, im August — da mußt ich wohl ganz hinein und die Thür zumachen, und dem Aennchen über die Achsel in den Brief gucken, und wenn's fertig ist, mir von dem freundlichen Töchterlein „ein Guteli und ein Gläschen Wein“ aufwarten lassen, was es so liebevoll anbietet. Wenn dann Dein Papa Kapellmeister in die Stube kommt, erzähle ich ihm, daß ich auch im Kirchengesangsverein bin und auch beim Herrn Dirigenten Klavierstunden habe. — Grüß' also herzlich die ganze liebe Familie im Schulhaus Bodmen! Soll ich die sechs ersten Hestchen zum Lesen schicken?

Hauser (bei Niederbüren). Johanna Wittwer. Dich und Deine lieben Geschwisterchen lerne ich sicherlich erst jetzt kennen. Eure Namen habe ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen und muß annehmen, daß Dein erstes Brieflein den Weg zur Tante nicht gefunden habe! Wie schade! Denn so ein liebes Schreiberlein, das gern der Mutter hilft und den Geschwisterlein so viel Kurzweil macht mit Erzählen, hätte sonst gewiß nicht in fünf Hestchen umsonst nach einer Antwort suchen müssen. Also habe herzlich Dank, daß Du Dein Briestäubchen muthig noch einmal geschickt hast!

Herisau. Karl Himmelberger. Habt Ihr das Büchlein Nr. 2, das ich auf Deine Bitte gleich den Tag darauf abschickte, auch richtig bekommen? Es ist recht, daß Du keine Lücke in der Hestkette haben willst und daß Du gleich nach dem Verlust ein artiges Bittbrieflein um Ersatz geschrieben hast. — Klara Himmelberger. Auch Du, Klärli, sollst einen ganz eigenen Gruß für Dich haben, weil Du auch schon ein Säcklein selber an die Tante geschrieben hast!

Huttwyl. Fritz Herzig. Kommt da ein kleiner Alpensenn zu mir? Mit einem Pfund Käse in der Hand? Doch nein, den hat er wohl selber aufgeschmaust in der Sennhütte, wo es lustig war mit dem Vater. Weißt Du, warum es Dich „lustiger“ dünkt, mit dem Vater zu reisen, als mit dem guten Mütterlein? Bloß weil Ihr Euch dann mehr anstrengen müßt mit Marschieren, und dann macht Euch das Einkehren doppelt übermüthig. Hab' ich es errathen?

— — Emma Wälchli. Dein prächtiger Strauß ist in seinem sorglichen Gitterhäuschen ganz frisch, wie kaum erst gepflückt, angekommen und hat sich

ganz gewundert, daß da so viele Kinderköpfchen sich um ihn her drängten und ihn mit „Ah!“ und „Oh!“ begrüßten. Er steht mit sammt den feinen Pensées, welche sich in einer Glasschale hoffärtig breit machen, am Blumenfenster beim Aquarium und macht viel Freude; den kleinen Gärtnern und der geschickten Spedirhand sei viel herzlicher Dank gesagt! — Du bist also im Pulverdampf Eurer Truppen beinahe verloren gegangen? Das wäre eine schöne Geschichte gewesen! Zum Glück waren die Soldaten ja alle recht artig, ich hab's gelesen!

Kernenried (Aargau). Klara Viehti. In Dir steckt wohl auch ein Jung-Schulmeisterlein? Wenigstens macht Dein geläufiges Federlein dem Schulhause Kernenried und dem Papa Magister alle Ehre. Und hinter den hübschen Zeilen sehe ich ein liebes freundliches Schreiberlein, und um dieses herum trolten sich die kleinen Brüder und Schwesterchen und am Fenster arbeitet das liebe Mütterchen und gibt auf die kleine Gesellschaft sorgfältig Acht. Und dann weiß wieder der Papa für Jedes ein Geschäftchen, draußen im Freien, und drum sind Alle so vergnügt, daß man die ganze Familie schon von Weitem lieb haben muß! Auf Wiedersehen!

Luzern. Nina Sprecher. Wenn ich nur wüßte, was meine kleine neue Freundin mit ihrem Malkasten vom Christkindlein anstellt? Hast Du Vorlagen? Sonst malen alle Kinder auch sehr gern regelmäßige Figuren in Gitterpapier: Kreuze, Vierecke, Sterne, Häuser; natürlich zeichnet man die Figuren dann zuerst. Dank für Dein Brieflein!

Luz. Rosa Marti. Euer schönes Kinderturnfest hätte ich unendlich gern gesehen; schon ein Turnexamen ist für mich ein Fest. Ihr habt gewiß eine gute Schule? Ist der neue Herr Pfarrer jetzt eingezogen, und hast Du ihn gern? — Wenn Du mir noch einmal schreibst, so möchte ich gar gerne wissen, wie Du Deine drei Kaninchen pflegst, was sie alles von Dir verlangen?

Madretsch. Oskar Zürcher. Es ist doch recht, daß Du mir erzählst, wie Ihr auf Mama's und Papa's Mahnung bei jedem Apfelschmaus an die Vöglein denkt und ihnen die Kerne aufbehaltet für den Winter; komm, wir mahnen grad die andern Leserlein auch daran:

Ein jeder Apfel hat sechs Kerne,
Die essen die Vöglein gar so gerne
In kummervoller Winterzeit,
Wenn's draußen friert und stürmt und schneit;

Drum Kinder, denkt schon jetzt daran
Und sammelt Kernlein, wer nur kann,
Und trocknet sie an Sonn und Luft
Und hebt sie auf bis 's Finklein ruft:
„Bin da am Fenster, Kinderlein!
O bitte, fangt jetzt an zu streu'n!“

Korjach. Roseli Müller. An Deinem fehlerlosen Brieflein merke ich halt schon, daß Dein lieber, sorgfältiger Papa ein wenig beaucoup geholfen hat, Deine Gedanken schön zu ordnen und zu setzen, gelt? Aber weil ich halt die Kinderbrieflein aufbewahre, um zu sehen, wie sie von einem zum andern Fortschritte machen im Schreiben, so machen mich immer diejenigen Brieflein am glücklichsten, welche die Kinder ganz ohne alle Hülfe schreiben, gerade so, wie wenn sie mit der Tante plaudern würden. Aber Du hast halt gar viel Schönes zu erzählen gehabt, von Nino und Nora im Käfig,

die ihre Eierlein wieder aufessen, die schlimmen Bürschlein! Und von dem Amselfindlein, das erzähle ich dann im Hestlein auch einmal den andern lieben Leserlein. Es freut mich sehr, daß Deine kleinen Arbeiten und die Stunden zum Seilspringen und „Klückerlen“ schon stundenplanmäßig eingetheilt sind. An welcher Uebersetzung studirst Du schon bei Deiner lieben Tante Mathilde? Das schöne Bildchen rahme ich mir mit Strohhalmen ein, sobald ich kann!

Schönengrund. Elise Ruegg. Du b' langerist so schüli, Du lustigs Plauder- müli, Bis 's Hestli wieder chunt? Bist jo famos cho b'richte; Hettst glaubi fast g'lehrt dichte! So, häst Du z'Züri g'stunnt? Ob dere Bahnhofhalle, Und dene Büte-n=alle, Und dere Hüserpracht; Und dene schöne Sache, Wo Ein wend g'lustig mache, Vom Morge bis i d'Nacht? Häst g'griffe-n=i Dis Säckli, Deb ächt nöd im en Eckli, En vorige Baze sei, Zum alli Sache chaufe, Wo D'gsiehst bim Vorwärtslaufe In Läden allerlei? Doch hät de Vater g'schribe, 's Chind söll nöd länger blibe, 's ist glaubi besser ggi; Gump lieber uf der Wise, Du lustigi Elise, Und strick und hüet die Chli.

Stäfa. Waisenhaus. Frieda Hunziker. Von einem solchen Brief möchte man ein halbes Duzend Bögli nacheinander lesen. 's ist ja wie ein Geschicht- chen! Aber ich glaube schon, daß es viel zu erzählen gibt, wo so viel fröhliche, fleißige junge Welt behaglich unter einem Dache wohnt, wie in Eurem wohleingerichteten Waisenhaus. Kann Eugen auch bald schreiben? Und erzählst oder liesest Du ihm auch die „schwizerdütschen“ Geschichtlein vor?

Tann. Heinrich Faust. Schön, daß mein junger Freund Heinrich auch wieder auftaucht, in der einen Hand sein Schulzeugniß mit lauter guten Noten, in der andern eine flotte Schulreise-Beschreibung. Beides freut mich herzlich, und ich wollte, es hätten noch mehr Leserlein den guten Einfall, ihr abgeschriebenes Zeugniß zu schicken. Auch Eure Reise nach Schaffhausen hat mich sehr interessirt, weil diese Stadt auch lange meine Heimat war. Nahe beim Munoth, welchen Du besucht hast, jagte ich einmal einem Hund ein Wieselchen ab, fand Todtentopfpuppen und Eidechseeneier, und zeichnete viel alte Schöpfe und Trotten.

— — Hermina Faust. Die neue kleine Hand, die da neben dem Bruder „Grüß Gott“ sagt, die halte ich grad fest; der dicke Brief hat mich gleich errathen lassen, daß ein Brief vom Schwesterchen dabei sein müsse. Und dann drücke ich die Kleine auf mein niederes Kanapeeli und lasse mir die lustige Schulreise mit Schmaus und Tänzchen noch einmal ganz von vorne erzählen. Denn „wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen“. Es ist recht, daß Du neben Deinem Brieflein noch das Sätzchen geschrieben hast, die liebe Mutter habe Dir geholfen. Gewiß kannst Du's nach und nach immer besser auch allein, gelt?

Unterstraf. Arthur Kielholz. Wie hat mich Dein schöner langer Brief ge- freut, lieber Arthi. Du hättest die Antwort schon im Septemberheftlein bekommen, wenn dasselbe nicht schon beim Herrn Druckpapa in Arbeit ge- wesen wäre, als Dein Brief voll Abenteuer ankam. Ist jetzt Dein Mücken- stich und lieb' Mädeli's Händlein wieder besser, und hat es sich im Bache, als es hineinfiel, nicht erkältet? Und hast Du für Deinen fortgeschwom- menen Hut einen neuen bekommen? Könntest Du vielleicht auf der Land- karte suchen, wohin ihn die schlimme Vimmat entführt hätte, wenn er immer zugesegelt wäre? Ich hätte Dein Mädeli, als es die Hand verbunden tragen mußte, gern auf den Schooß genommen und ihm Kurzweil gemacht, wenn es nur näher gewesen wäre!